



Sorgt euch nicht

Die gesellschaftlichen Probleme sind vielfältig, die Anrufungen von Gemeinsinn sehr dröhnend. Soll die Gemeinschaft jetzt alles richten? Zu dieser Frage empfehlen wir unbedingt die Bücher von Silke van Dyk und Tine Haubner, von Armin Nassehi sowie Adam Tooze. Außerdem: Warum man den neuen, großen Roman von Emine Sevgi Özdamar nicht auf ein Schreiben „zwischen den Kulturen“ reduzieren sollte. Und ein Porträt von Tsitsi Dangarembga, der Friedenspreisträgerin

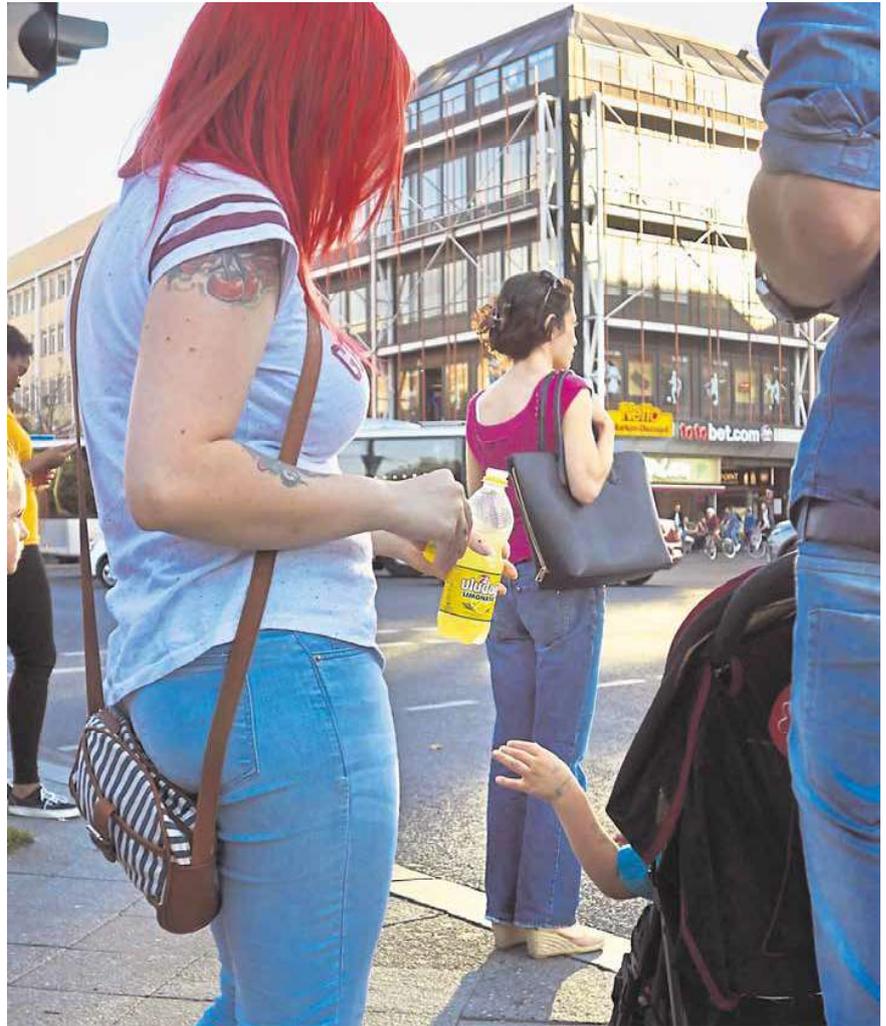


Foto: Hendrik Lietmann/Ostkreuz

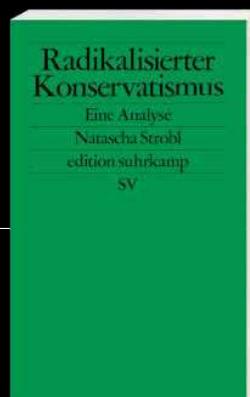
Über Bücher von

Emine Sevgi Özdamar, Silke van Dyk und Tine Haubner, Jonathan Franzen, Caroline Rosales, Hanna Engelmeier, Zsuzsanna Gahse, Jenny Erpenbeck, Tsitsi Dangarembga, Armin Nassehi, Walter Benn Michaels, Ciani-Sophia Hoeders, Ann-Kristin Tlusty, Franziska Schutzbach, Vladimir Ze'ev Jabotinsky, Peter Pilz, Adam Tooze, Steffen Mau, Aladin El-Mafaalani, Anne Dufourmantelle, Kira Jarmysch

Anzeige

»Präzise, unterhaltsam, überzeugend.
Erkenntnisfördernd und wachrüttelnd.«

NDR Kultur



Bestseller

»Die Politologin liefert denjenigen Hinweise,
die sich fragen, wie es in Deutschlands Mitte
nach dem Unionsdebakel weitergeht.«

Handelsblatt

edition suhrkamp

Taschenbuch, 192 Seiten, € 16,-

editorial

Sich verbinden, aber wie?

„Re:connect“ lautet das Motto der Buchmesse. Die Bücher des Herbstes stellen Fragen dazu

Es ist Frankfurter Buchmesse, und alle sind wieder da. Nicht ganz. Diese Buchmesse wird ganz anders sein als die Messen vor Covid. Und ob überhaupt jemals wieder eine Frankfurter Buchmesse so sein wird wie vor Covid, daran kann man berechnete Zweifel haben. Es wird eine eher kleine Messe werden, die von dem Wunsch lebt und ihn füttert, wieder irgendwie miteinander verbunden zu sein. „Re:connect – Welcome back to Frankfurt“ ist das Messemotto, in den digitalen Netzwerken haben einige Verleger:innen sogar ihr Profilbild mit dem Motto unterlegt, und als ein Themenschwerpunkt ist die Frage „Wie wollen wir leben?“ angekündigt.

Verbindung und Neujustierung also – zwei Aspekte, die nur verdeutlichen, dass wir mit unserem diesjährigen Titelthema richtig liegen. Der Titel „Sorgt euch nicht“ ist keine Aufforderung zum Laissez-faire. Aber er ist eine Aufforderung dazu, die Beantwortung zentraler Fragen des Gegenwartskapitalismus nicht in sorgende Gemeinschaften zu verlegen. Soziale Ungleichheit, Versorgungslücken, Diskriminierung und Klimawandel lassen sich nicht einfach mit Gemeinsinn bearbeiten. Das zeigt vor allem das Buch von Silke van Dyk und Tine Haubner (S. 3), die in der sehr präsenten Anrufung von Gemeinschaftlichkeit eine kapitalistische Krisenbewältigungsstrategie erkennen. In diesem Zusammenhang sind auch eine Reihe neuer feministischer Bücher (S. 11) wie auch das Buch des Wirtschaftshistoriker Adam Tooz (S. 13) und des Soziologen Armin Nassehi (S. 10) sehr erhellend.

Die belletristischen Bücher lassen sich naturgemäß nicht auf das verhandelte Thema festlegen, doch die Analyse gesellschaftlicher Zustände gründiert etwa auch die Romane von Emine Sevgi Özdamar (S. 2), Caroline Rosales (S. 5) und Tsitsi Dangaremba, der Friedenspreisträgerin (S. 8/9). Jonathan Franzen, der große US-amerikanische Erzähler, der so gern Gesellschaftspanoramen entwirft, kommt dagegen in dieser Beilage nicht so gut weg (S. 4). Trost bieten kann womöglich die Lektüre des Essays von Hanna Engelmeier, die Autorin hat dazu vier geisteswissenschaftlich bewanderte Übungen vorgelegt (S. 6). Und Kira Jarmysch, die Pressesprecherin des Putin-Kritikers Alexei Navalny, erzählt uns, wie es in einem russischen Gefängnis zugeht, trostlos, muss man sagen (S. 16).

Für interessante Lektüre ist also gesorgt, egal wie die Tage in Frankfurt ablaufen werden. Mal sehen, was die Messe betrifft. Die taz wird jedenfalls präsent sein: Halle 3.1 C 101, geimpft, getestet oder genesen. Und mit Büchern im Gepäck.

Tania Martini und Dirk Knipphals

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini

Layout: Jörg Kohn

Foto-Red.: Elke Seeger, Miriam Klingl

Anzeigen: Tina Neuenhofen

taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs

GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

Vi.S.d.P.: Ulrike Winkelmann



Nicht die Herkunft, sondern die Lebenserfahrung leitet den Blick: Angler am Bosphorus, 1976
Foto: RDB/Ullstein Bild

Leben unter vollen Segeln

Über zwanzig Jahre nach ihrem letzten Roman meldet sich Emine Sevgi Özdamar zurück. „Ein von Schatten begrenzter Raum“ ist ein reicher, wirbelnder Roman voller brausender Erfahrungen

Von Dirk Knipphals



Emine Sevgi Özdamar: „Ein von Schatten begrenzter Raum“. Suhrkamp, Berlin 2021. 763 Seiten, 28 Euro

Ziemlich in der Mitte dieses langen, ver schlungenen Romans der Erinnerung und der Vergegenwärtigung geht die Erzählerin in Istanbul über die Brücke am Goldenen Horn. Was folgt, sind einige Seiten konzentrierter, funkelnder, nein: geradezu funken sprühender Stadtbeschreibung. „Als ich über die Brücke lief, wackelte sie wie früher.“ So geht es los. Dann kommen Straßenverkäufer in den Blick, die Schiffe, die Möwen, die Stimmen der Menschen, die engen Straßen, Radiostimmen, die Schatten der Menschen, rennende Kinder, fahrende Züge, eine atemlose Collage einzelner Eindrücke. „Stimmen, Schatten, alles war Istanbul.“

Von dieser Szene aus lassen sich Bögen schlagen. Zurück etwa in das Werk dieser 1946 geborenen Autorin. „Die Brücke vom Goldenen Horn“

hieß der 1998 erschienene Roman, ihr bislang letzter, dessen großer Erfolg Emine Sevgi Özdamar endgültig auch einem breiten Lesepublikum bekannt gemacht hatte, bevor sie, auch weil sie sich in den 23 Jahren seitdem rargemacht hat und wenig von sich hören ließ, wieder ein bisschen vergessen wurde. Aber vielleicht lag dieses Wiedervergessen auch an den Einordnungen. Neben der Anerkennung ihrer großen erzählerischen Kraft lief in der gesamten Karriere dieser Schriftstellerin stets das Etikett der migrantischen Autorin mit, was bei aller Wertschätzung irgendwo auch ausdrückte: Nice to have, aber literarisch niemand aus der ersten Reihe. Weshalb sich ihr Werk nicht im deutschsprachigen Kanon festhalten konnte. Völlig zu Unrecht.

Bögen schlagen lassen sich aber auch innerhalb des Romans. Denn Istanbul ist in dieser Szene alles andere als eine vertraute Heimat. In ihr steckt ein Staunen über diese Stadt, eine ästhetische Einstellung ihr gegenüber, die nur hat, wer in ihr nicht fraglos zu Hause ist. Die Hauptfigur jedenfalls, wir befinden uns jetzt Anfang der 70er Jahre, ist schon weg gewesen. Vor den türkischen Nationalisten ist sie nach Berlin ausgewichen, dann lebte sie eine Zeit lang in Paris, dann wieder in Berlin.

Zurückkommen in die Türkei musste sie wegen Passformalitäten. Und Istanbul sieht sie jetzt mit Augen, die vorher Berlin und Paris gesehen haben. Solche Perspektiven sind wichtig in diesem Roman: Es sind nicht die heimatlichen Verbindungen, es sind die Lebenserfahrungen, die die Blicke leiten.

Um Missverständnisse zu vermeiden, muss man gleich hinzufügen, dass hier kein Gegensatz zwischen der Türkei und Europa aufgemacht wird. Vielmehr sind Paris und Berlin auch ganz unterschiedliche

Städte, und es geht Özdamar immer wieder darum, wie sich Erfahrungen verschränken. Den türkischen Militärputsch der 70er Jahre versteht sie mit einem Wort des Berliner Dichters Thomas Brasch: Vor den Vätern sterben die Söhne. Die Pariser Lebendigkeit steht im Kontrast zu den von den türkischen Nationalisten „getöteten“ Istanbul Straßern. Aber, andere Perspektive, sowohl in Paris als auch in Istanbul kann man der Sehnsucht nachhängen, nicht aber in Berlin. Berlin ist eine Stadt, „die der Sehnsucht ständig eins ins Gesicht haut“. Und zwischen durch ist Özdamars Erzählerin in jeder dieser drei Städte und überhaupt an jedem Ort, an dem sie sich befindet, anders fremd.

Ein weites Ausholen

„Ein von Schatten begrenzter Raum“ holt weit aus und ist streckenweise ein wilder Erzählfluss von 760 Seiten, an dem, so heißt es, Emine Sevgi Özdamar zehn Jahre lang gearbeitet hat. Er umfasst den Zeitraum von den frühen Siebzigern bis na-

stalt annehmen, etwa wenn die Erzählerin, es muss ein Schock gewesen sein, die noch kriegsbeschädigten Häuser im damals „müden“ Berlin sieht. Das sind für sie die „Boom-Häuser“, worauf sie hundertmal „boom“ aneinanderreißt.

Man zögert, das Buch einen historischen Roman zu nennen. Zwar ist vieles in ihm längst tief vergangen und von historischem Edelrost überzogen, die Sicht auf Kreuzberg etwa, die Ernsthaftigkeit, mit der Brecht verehrt wird, oder die Nouvelle-Vague-Emphase, die noch über den Paris-Episoden liegt. Doch es geht hier nicht darum, eine vergangene Epoche zu schildern. Vielmehr ist alles an diesem Buch auf Vergegenwärtigung ausgerichtet, darauf, die angesammelten Erlebnisse dieses reichen Lebens in die Gegenwart zu ziehen.

Besonders beeindruckend ist das beim ersten Paris-Aufenthalt gelungen. In Berlin hatte die Schauspieler:in die Erfahrung gemacht, dass sie als Türkin ständig auf die Bild einer kopftuchtragenden Putzfrau festgelegt wird. „Du landest in der türkischen Schublade“, so heißt es einmal. In Paris nun, sie wirkt an Benno Bessons Inszenierung von Brechts „Kaukasischem Kreidekreis“ mit, landet sie mitten in der Boheme. In der internationalen Szene von Künstlern, Exilanten und Tagedieben erfährt sie „dieses leuchtende Leben“. Paris ist hier ein reines Brausen. Gleichzeitig spricht sie zuerst noch kein Wort Französisch. Wie sie sich diese Sprache durch Nachmachung angeeignet, das erzeugt auch beeindruckende Textpassagen.

Das Brausen verdichtet sich in einer beeindruckenden Bett-szene – um Verliebtheiten geht es auch immer wieder –, in der die Autorin die Auflösung und Verschlingung der Körper so drängend und gleichzeitig so lässig beschreibt, dass man selbst so etwas Abgeduldetes wie die Bilder Picassos noch einmal wie neu vor seinem inneren Auge sieht – die Liebe „klebte mein rechtes Auge neben sein rechtes Auge, meinen halben Mund fand ich plötzlich neben seiner halben Wange...“. Auch die Fotos von Ara Güler hat man, wenn man das Buch liest, wieder vor Augen, die Chansons von Edith Piaf im Ohr, ach, Lust hat man, mal wieder Brecht zu lesen, am Meer zu stehen.

Es ist, alles in allem, keine „migrantische“ Erfahrung, die hier evociert wird, und auch kein Leben „zwischen den Kulturen“, oder jedenfalls lässt sich das Buch nicht darauf festlegen. Eher geht es um so etwas wie Aufbruch, ein Leben unter vollen Segeln, um Entdeckungen, um Menschen, die man trifft, Zimmer, in denen man sich befindet, Türen, die aufgehen und sich schließen. Und dann allerdings auch immer wieder darum, dass so ein Leben an Grenzen stößt und verhindert wird. Ihre glückliche Zeit begreift die Erzählerin als Phase. In denen die „Hölle eine Pause macht“. Die Hölle, das sind hier etwa der türkische Militärputsch von 1971 oder die islamistischen Terroranschläge aus jüngerer Zeit. So wird der Roman streckenweise auch zu einem Buch der Empörung und der Trauer. Die Gegenwart, das lässt sich deutlich herauslesen, ist nicht unbedingt Emine Sevgi Özdamars favorisierte Zeit.

Es ist ein reicher Roman über ein reiches Leben. Er dreht sich um eine einzelne Frau, um ihre Erlebnisse, ihre Erfahrungen, die Wörter, die sie findet, um sie zu beschreiben, und zugleich wirbeln die vergangenen fünfzig Jahre in ihm herum.

Anzeige

Frédéric Cizez Romain Lamy
FRANTZ FANON
Geb. 232 S., Großformat, farbige, € 25,- | 978-3-86854-352-0

»Eine ausgezeichnete Einführung in das Denken eines der Protagonisten des Antikolonialismus.«
Le Monde diplomatique

Eine Graphic Novel über Rassismus, Kolonialismus, Gewalt und Befreiung – die Lebensgeschichte Frantz Fanons.

Hamburger Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Anzeige

CHRIS SUREL
TIFFSCHLAF
ISBN 978-3-84546000-1 | € 24,00

Neu bei HERDER

hezu heute; die Pariser Bataclan-Morde werden ebenso erwähnt wie aktuelle Ereignisse in der Türkei. Erinnerungen überstürzen sich, verschachteln sich. Es bilden sich thematische Cluster, etwa um die Erlebnisse am Theater oder in der noch geteilten Stadt Berlin. Die Sprache kann dabei geradezu körperliche Ge-

Die Rückkehr der Gabe

Freiwilligenhilfe, Crowdsourcing und unbezahlte Mehrarbeit gibt's dort, wo Versorgungslücken entstanden sind. Sind sie Ausdruck einer neuen Gemeinschaftlichkeit oder einer neuen sozialen Spaltung? Die Soziologinnen Silke van Dyk und Tine Haubner analysieren einen „Community-Kapitalismus“



Wenn die Zivilgesellschaft einspringen muss: Essensausgabe beim Verein „Menschen helfen Menschen“
Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

Von **Tania Martini**

Die Community ist gut. Wo sonst Entfremdung, Bürokratie und Kälte herrschen, ist es in der Community wohlig warm. Das legt zumindest meist der Alltagsgebrauch des Begriffs nahe, sogar dann, wenn die Community nur digital auftritt. Doch Gemeinschaft ist nicht gleich Gemeinschaft. Es gibt antimoderne, nostalgische Bezüge von rechts, nichttraditionale Bezüge von links und immer öfter auch Anrufungen „sorgender Gemeinschaften“ seitens der offiziellen Politik. Die Gemeinschaftsidee ist en vogue. Und lässt man die Perversion zur Volksgemeinschaft einmal kurz beiseite, gibt es an der Gemeinschaftsidee angeblich wenig zu kritisieren.

Doch, sagen die Soziologinnen Silke van Dyk und Tine Haubner in ihrem klugen Buch „Community-Kapitalismus“ und wollen zeigen, wie die Gemeinschaft(s)idee in der ökonomischen, sozialen und ökologischen Krise des neoliberalen Kapitalismus zur zentralen Ressource und Steuerungstechnologie wird. Heißt: Der Kapitalismus stellt gerade wieder einmal seine Wandlungsfähigkeit unter Beweis, und damit geht es um die „Erschließung neuer, nicht kommodifizierter Räume und neuer Trägergruppen nicht regulär entlohnter Arbeit“.

Ging es in der Analyse des neoliberalen Kapitalismus nicht gerade noch um das unternehmerische

Selbst, das selbstoptimiert und eigenverantwortlich in Konkurrenz zu anderen steht? Ja, im Übergang von der wohlfahrtsstaatlichen Disziplinargesellschaft zur neoliberalen Kontrollgesellschaft ist eine Ökonomisierung des Sozialen beobachtbar. Doch die Rede von der Ökonomisierung des Sozialen greift den Autorinnen zu kurz. Vielmehr erlebten wir „eine Neuausrichtung der sozialen Reproduktion, in der die Grenzen von Markt, Staat, Familie und Zivilgesellschaft mit ihren jeweiligen Steuerungslogiken neu vermessen werden“. Grund dafür sei die Hegemoniekrise des Neoliberalismus (spätestens seit der Finanzkrise) sowie die Krise der sozialen Reproduktion (familiärer und demografischer Wandel, Wohlfahrtsstaatsabbau) und die Digitalisierung (neue Vergemeinschaftungen).

Der kooperative Aspekt neuerer Arbeitsformen und die Ausbeutung des so genannten „Gemeinsamen“ ist von einigen (post-)operaistischen Theoretiker:innen bereits mit dem Begriff immaterielle Arbeit analysiert worden. Van Dyk und Haubner schließen daran an (wie auch an die Forschung zur Care-Arbeit) und möchten nun eine weitere Verschiebung herausstellen, nämlich die Adressierung „gemeinschaftsförmiger (Selbst-)Hilfepotenziale der Zivilgesellschaft“ – weshalb sie von „Community-Kapitalismus“ sprechen.

Ist es also kein Zufall, dass das Lob des Engagements, des Gemeinsinns und der gegenseitigen Hilfe uns überall entgegenschallt? Man

denke nur an die Pandemie und die Flutkatastrophe, die gegenseitige Hilfe jenseits entlohnter Arbeit notwendig werden ließen. Wo viel gelobt wird, wird auch viel verschleiert, denn wo „Arbeit in Hilfe, Freizeit, Freiwilligkeit, Gemein-sinn oder Liebe umdefiniert wird“, wo also Ressourcen der Zivilgesellschaft aktiviert werden, um Lücken der staatlichen Versorgung zu schließen, so die Autorinnen, wurde die Lösung der sozialen Frage in die Hände der Zivilgesellschaft gelegt.

Van Dyk und Haubner geht es nicht um eine pauschale Verurteilung von Freiwilligenhilfe oder von Alternativökonomien (trotz unzureichender Kapitalismusanalyse), wie sie immer wieder betonen. Aber sie wollen zeigen, wie sich entlang von Posterwerbsarbeit eine Neuausrichtung des gegenwärtigen Kapitalismus vollzieht. Dafür haben sie empirisch Formen von Freiwilligenarbeit, nicht entlohnte Mehrarbeit und vor allem nicht regulär entlohnte Arbeit in der Pflege oder auf digitalen Plattformen untersucht.

Sie können klar belegen, wie beispielsweise der Abbau sozialer Sicherungen und Kosteneinsparungen auf kommunaler Ebene oder im Gesundheits- und Pflegebereich mit der Aufwertung des Gemeinwohldeinstes, also freiwilliger Arbeit, einhergehen. – Mit entsprechenden ideologischen Implikationen, wie der Überzeugung etwa, dass Engagement nichts mit Ökonomie zu tun habe, gar das Gegenteil einer zunehmenden Ökonomisierung sei. Die Thematisierung der Deprofessionalisierung von Arbeit,

von neuen Abhängigkeitsverhältnissen und Interessensgegensätzen fallen da hinten runter.

Was als soziale Frage adressiert wurde, werde in eine Frage fürsorglicher Gemeinschaften umgedeutet und soziale Rechte in soziale Gaben überführt. Die Autorinnen problematisieren diesen Aspekt sehr schön mit dem Philosophen Roberto Esposito, der mit der Gabe verbundene Abhängigkeitsverhältnisse herausstellte und im Vertrag (und Recht) die zentrale Institution

nissen? Freilich wollen sie das nicht. Der normierende Wohlfahrtsstaat ist nicht, wie sie betonen, die inkludierende, sicherheitsstiftende Antwort auf die soziale Frage.

Aber – und das unterscheidet ihren von vielen anderen linken Ansätzen, wie zum Beispiel, wer sich erinnert, dem konvivialistischen Manifest von Chantal Mouffe, Eva Illouz etc., auf das sie Bezug nehmen – sie halten es für einen groben Fehlschluss, „die freiheitsverbürgende und autonomiestiftende Funktion sozialer Institutionen und sozialer Rechte“ geringzuschätzen. Emanzipation verorten sie nicht einfach in Gegenbewegungen von unten, sondern haben die autonome gebende Funktion sozialer Rechte und ihrer Institutionalisierung hervor, eben weil diese von moralischen Beziehungen abstrahierten. Es gelte diese zu universalisieren, statt sie auszuhöhlen.

Augenfällig wird diese Notwendigkeit auch – wenn man hier anschließen wollte – in den prekarierten Arbeitsverhältnissen der Plattformökonomie. Erst kürzlich verkündete der Chef des Lieferdienstes Gorillas, Entlassungen wären „im Interesse der Community“. Aber das ist nur ein Aspekt der von Haubner und van Dyk beschriebenen Konstellation, die aus der Verbindung von Posterwerbsarbeit und Gemeinschaftspolitik hervorgeht. Ihr Buch ist eine wichtige Ergänzung zur Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus und ein starkes Plädoyer für eine staatlich garantierte, aber strikt vergesellschaftete Infrastruktur.



Silke van Dyk und Tine Haubner: „Community-Kapitalismus“. Hamburger Edition, Hamburg 2021, 176 S., 15 Euro



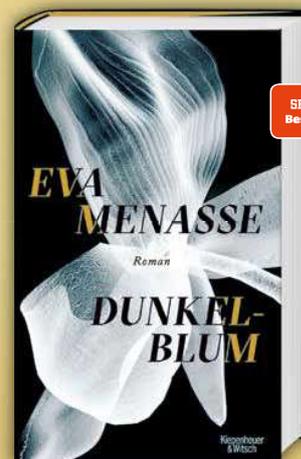
Wenn kollektives Schweigen plötzlich laut wird

August 1989: Hinter der Fassade ihrer Kleinstadt hüten die Dunkelblumer ein furchtbares Geheimnis – bis Spuren des längst vergessenen geglaubten Verbrechens an die Oberfläche drängen.

»Ein Meisterwerk« *Die Zeit*

»Hochkomisch, doch zugleich ist es – dem Titel gemäß – eine tieffinstere Geschichte.«

FAZ



SPIEGEL Bestseller

Gebunden € 25,- Auch als E-Book erhältlich

Kiepenheuer & Witsch

Anzeige

Gut sein geht halt nicht

Von Johannes Franzen

Als Jonathan Franzen 2001 seinen Welterfolg „Die Korrekturen“ veröffentlichte, war das für ihn, aber auch für das Publikum, Ausdruck einer Befreiung. Die „Rückkehr des Erzählens“ hatte gerade ihren triumphalen Siegeszug angetreten, und man wollte sich nicht mehr durch das verkrampte poetologische Händelingen der modernistischen Hohepriester quälen lassen, durch trockene Experimente und anstrengende Meta-Fiktionen. Franzen schrieb damals einen langen Essay über seine Konversion vom strengen Ästhet, der schwere, kritische Bücher schreiben wollte, zu einem Autor, der sich vor allem den Leser*innen und ihren Bedürfnissen verpflichtet fühlte.

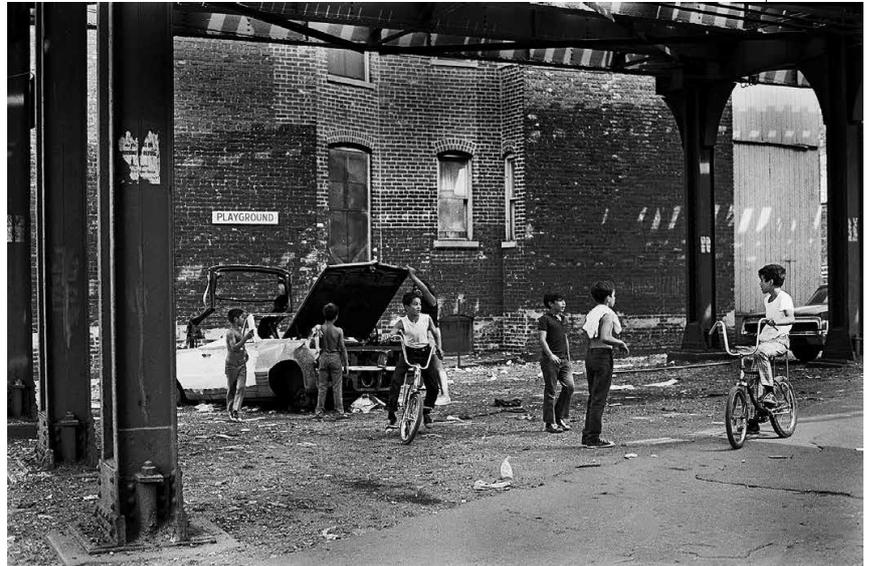
Diese Konversion vollzog sich nicht zufällig parallel zum Aufstieg des sogenannten „Quality TV“: von Serien wie „Sopranos“ oder „The Wire“, die ebenfalls für ihre Freude am Erzählen gelobt wurden: end-

kann er jetzt überhaupt nicht mehr aufhören zu erzählen. Das schlägt sich zunächst im Umfang nieder. „Crossroads“ kommt in der deutschen Übersetzung auf über 800 Seiten, und es soll nur der erste Teil einer Trilogie sein, die sich mit dem Leben der Familie Hildebrandt beschäftigt. Dieser erste Band spielt in den 1970er Jahren in einem Vorort von Chicago. Der Vater der Familie, Russ, ist Pfarrer einer örtlichen Gemeinde. Er leidet unter dem für die Zeit charakteristischen Generationenkonflikt, denn er wurde von dem hippen Gemeindeführer Rick Ambrose aus der Jugendgruppe „Crossroads“ vertrieben, die dem Roman ihren Titel gibt.

Zudem befindet er sich in einer Midlife-Crisis, die vor allem darin zum Ausdruck kommt, dass er seine Frau Marion nicht mehr begehrenswert findet und nach der schönen Witwe Frances Contrell giert. Marion wiederum kämpft mit den Spätfolgen einer Gewalterfahrung in ihrer Jugend, die sie selbst vor Russ geheimgehalten hat. Die Tochter Becky verzehrt sich nach dem örtlichen Mädchenschwarm, der ältere Sohn Clem verzehrt sich nach seiner Freundin Sharon, und der jüngere hochbegabte Sohn Perry verzehrt sich nach Drogen.

Franzens Figuren haben die konventionellen Probleme und Problemchen, die Figuren in einem realistischen Roman, der für seine Fabulierlust gelobt werden möchte, ebenso haben. Jede Figur bekommt ein zerstörerisches Hauptbedürfnis, das im Konflikt mit übergeordneten ethischen Bedürfnissen steht. Diese Konflikte erscheinen inzwischen allerdings – nach Jahrzehnten dieser Art des Erzählens und nach hunderten Staffeln „Quality TV“ – ziemlich erschöpft. Welche bürgerliche Ehe ist nicht von Krisen zerfressen, welche Pubertät nicht qualvoll? Wer denkt nicht manchmal, er könnte mit jemand anderem schlafen als mit der Partner*in? Wer fragt sich nicht, ob er ein paar Kilo abnehmen sollte? Die Probleme sind natürlich nicht verschwunden, im Gegenteil, aber auf der Ebene des literarischen Erzählens sind sie vielleicht langsam auserzählt. Man könnte sagen, dass

Jonathan Franzens Welterfolg „Die Korrekturen“ wurde als Rückkehr des Erzählens gefeiert. Sein aktueller Roman „Crossroads“ vermittelt eher den Eindruck, dass sein Autor es mit dieser Rückkehr zu weit getrieben hat. Das Buch lässt jede erzählerische Ökonomie vermissen, pflegt einen technokratischen Satzbau und ist nicht so gut, wie viele Kritiker behaupten



„Crossroads“ spielt in den Siebzigern, in einem Vorort von Chicago, als es in der Innenstadt so aussah
Foto: Robert Natkin/Getty Images

das Erbe Tolstois auf eine Art an sein Ende gekommen ist. Jede unglückliche Familie ist inzwischen auf dieselbe Weise unglücklich, zumindest in der realistischen Prosa.

Das hält Franzen aber nicht davon ab, gerade in diesem Roman alle Ansprüche an erzählerische Ökonomie zu verabschieden. Nichts wird angedeutet, alles wird ausbuchstabiert. Das gilt vor allem für den grundsätzlichen Konflikt des Gutseinwollens, das sich immer wieder – eine Spezialität von Franzen – selbst als egoistisch erweist. Echter Altruismus ist unmöglich, weil jede gute Tat bereits dem Bedürfnis entspringt, besser zu sein als die eigenen Mitmenschen. Der Unterschied zu Franzens früheren Romanen ist, dass die Figuren das in „Crossroads“ selbst ahnen und dementsprechend ständig darüber nachdenken oder sich darüber unterhalten. Das klingt dann so: „Aber an Marion hatte er auszusetzen, dass sie dick und freudlos war, ihn langweilte, ihm den Scheid nahm. Er wusste nicht, wie er das sagen sollte, ohne wie ein Mistkerl zu klingen.“

Diese ständigen Schleifen der Selbstbezüglichung führen dazu,

dass viele Dinge doppelt und dreifach erzählt werden. Erst im Vollzug, dann im Nachdenken darüber und dann noch einmal in einem dramatischen Gespräch. Insbesondere die Dialoge wirken ausgelastet und nervtötend. Ein seltsamer Mangel an narrativer Sparsamkeit erzeugt einen oft naiven Ton: „Ich weiß, dass du wütend bist. Ich weiß, dass ich was Schlimmes getan habe. Aber wir lieben Tanner beide.“ „Ach, wirklich. Du liebst ihn.“ „Ich – glaube schon.“ „Na, ist das nicht herzallerliebste.“

Franzens Prosa vermittelt einen unbändigen Drang, alles zu besprechen, und das im Modus des gegenseitigen Anschreiens

Ein Streit etwa zwischen Clem und seinem Vater über die Entscheidung des Sohnes, als Soldat nach Vietnam zu gehen, zieht sich über acht Seiten. Die Dinge, die sich beide an den Kopf werfen, wurden allerdings vorher bereits in verschiedenen Reflexionspassagen breitgetreten. Der Roman ist voll von solchen unproduktiven Wiederholungen. Kurz nach dem quälenden Gespräch zwischen Vater und Sohn folgt ein noch längeres Gespräch zwischen Russ und seinem Konkurrenten Rick Ambrose, und mit sinkendem Herzen wird einem klar, dass bald ein weiteres Gespräch zwischen Becky und ihrer Konkurrentin Laura Dombrowski stattfinden wird. Dieser unbändige Drang, alles zu besprechen, und das meistens im Modus des gegenseitigen Anschreiens, soll wohl auch eine satirische Analogie zum überspannten Empfindsamkeitsdiskurs zeitgenössischer Millennials eröffnen. Dieses Vorhaben misslingt allerdings, da der Roman das Ärgernis reproduziert, über das er sich lustig machen will.

Auch auf der stilistischen Ebene scheint sich Franzen von den Fesseln der ästhetischen Ökonomie befreit zu haben. Die Prosa wirkt un-

kontrolliert und seltsam gestelzt. Ein Beispiel: „Bis zum gestrigen Abend hatte sie Knutschgelage zur Kategorie nicht obligatorischer Tätigkeiten gezählt.“ Das überschreit, wie diese repräsentative Passage zeigt, oft die Grenze zum reinen Kitsch: „Als er sich schließlich von ihr losriss, mit dem Versprechen, sie am nächsten Tag anzurufen, war der Gedanke an Vietnam von der Süße ihres Mundes, dem einladenden Duft ihrer Haut, der kühnen kleinen Zunge, die sich zwischen seine Lippen geschoben hatte, ja der großen Überraschung von allem verbannt worden.“

Die deutsche Übersetzung hätte hier gegensteuern müssen, verstärkt allerdings eher den seltsam technokratischen Satzbau und die altmodisch wirkende Umständlichkeit. Dazu kommt die ärgerrliche Konvention, in die Übersetzungen amerikanischer Romane eine erfunden klingende Jugendsprache einfließen zu lassen. Da ist dann die Rede von „seinen Alten“, der „Schnecke irgendeines Sportlers“, der „Königin der Schmösis“, es wird angebaggert, jemandem wird etwas verklüffelt, im Bus wird gepennt, Menschen sagen Dinge wie: „Tut mir leid, Herzblatt“ oder „Manomann“.

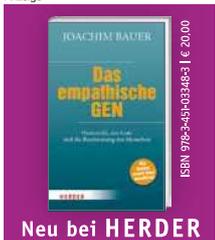
Besonders frappierend wirkt dieser entfesselte Stil in der Darstellung von Sexualität. Die Menschen in diesem Roman sind auf eine unangenehm aufrichtige Art von Sex besessen. Da der Roman in einem religiösen Umfeld in den 1970er Jahren spielt, ist das durch die Handlung auch teilweise begründet. Allerdings entschuldigt das nicht die Fremdscham, die bei Sätzen wie diesem ausgelöst wird: „Clem verweilte, um seine Zunge so weit wie möglich in sie hineinzu-schieben, zu schmecken, was sein Penis nicht schmecken konnte, und richtete sich dann auf, um ihr in die Augen zu schauen.“

„Crossroads“ entwickelt durch die Anhäufung melodramatischer Konflikte streckenweise durchaus den erzählerischen Sog, den man sich von dieser Art von Roman erhofft. Allerdings steht das Buch wie kaum ein anderes in letzter Zeit auch stellvertretend für einen Überdross an Konventionen des realistischen Erzählens, dessen Rückkehr langsam vielleicht einmal abgeschlossen sein sollte.



Jonathan Franzen: „Crossroads“. Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell. Rowohlt, Hamburg 2021. 832 Seiten, 28 Euro

Anzeige



lich wieder Figuren, die zu Identifikation einladen, endlich wieder eine spannende Handlung. Es wurden begeisterte Vergleiche zum Roman des 19. Jahrhunderts gezogen, als wäre die Moderne eine Art Mittelalter des Erzählens gewesen, das nun endlich überwunden sei.

Franzens neues Buch, „Crossroads“, betreibt in dieser Hinsicht eine Eskalation, die zeigt, dass man es mit der „Rückkehr des Erzählens“ vielleicht etwas zu weit getrieben hat. Während Franzen sich vor zwanzig Jahren mühsam zum Erzählen durchringen musste,

Anzeige

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
AUF DER FRANKFURTER BUCHMESSE

Sebastian Weiermann
#HAMBIBLEIBT!
Eine Reportage vom Kampf um einen Wald, der das Land erschütterte

56 Seiten, Dezember 2019
ISBN 978-3-948250-09-6

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/41406

Besuchen Sie uns am Stand der Rosa-Luxemburg-Stiftung
Halle 3.1 F101

Autor*innenkollektiv
CLIMATE.LABOUR.TURN
«MEIN PRONOMEN IST BUSFAHRERIN»
Die gemeinsame Kampagne von FFF und Ver.di zur Tarifrunde im öffentlichen Nahverkehr 2020

68 Seiten, Juli 2021, ISBN 978-3-948250-36-2

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/44712

Weiblichkeit als Drahtseilakt, erst recht ab dem 50. Geburtstag
Foto: Alexis Bastin/
plainpicture



Habt mich gern

„Das Leben keiner Frau“ von Caroline Rosales zeigt auf, wie Frauen den patriarchalen Leidensdruck einander über Generationen vererben

Von Julia Lorenz

Die Autorin Laurie Penny hat mal geschrieben, wenn alle Frauen dieser Erde morgen früh aufwachen und sich in ihren Körpern wirklich wohl und kraftvoll fühlen, würde die Weltwirtschaft über Nacht zusammenbrechen. Melanie Moosburger, die Hauptfigur in Caroline Rosales' Debütroman „Das Leben keiner Frau“, ist weit davon entfernt, die Wirtschaftsordnung ins Wanken zu bringen. In ihrer Welt der Chanel-Taschen, Massagebürsten und Seidenkleider von Oscar de la Renta riecht alles nach weißen Blüten und Qual: Eine geschmackvoll ausgeleuchtete Konsumhölle, in der Frauen hart an sich arbeiten – und daran, dass man ihnen diese Arbeit bloß nicht anmerkt.

Laurie Penny ist 36 Jahre alt, die fiktive Melanie Moosburger gerade 50 geworden. Caroline Rosales, Jahrgang 1980, geboren in Bonn und Journalistin für Medien wie die Zeit, liegt altersmäßig zwischen beiden, womit man schon beim Thema des Romans (und einem ihrer großen Autorinnen-Themen überhaupt) wäre: dem nicht ausrottenenden Konformitäts- und Attraktivitätsdruck, den die Gesellschaft

auf Frauen allen Alters ausübt. In ihrem Werk „Sexuell verfügbar“ von 2019 beschrieb Rosales autobiografisch den lebenslangen Drahtseilakt, als den sie das Frauensein empfindet: Sei fickbar, aber nicht nützlich, Unterhaltsam, aber nur nicht frivol. Clever, aber nicht zu intelligent – das macht Männern nur Angst.

„Das Leben keiner Frau“ ist gewissermaßen die literarisierte Version dieses Buchs, mit einer Hauptfigur, die am Älterwerden zerbricht. Gleich zu Beginn des Romans stellt Melanie Moosburger fest, dass ihre Periode ausbleibt: Die Wechseljahre beginnen, das Leben ist – aus ihrer Sicht – vorbei. „Alte Frauen sind tragische Figuren“, hört man sie denken. „Sie fallen einem aggressiven Ageismus zum Opfer, der sie schon mit fünfzig für alt erklärt. Im urbanen gebildeten Milieu bespielen sie B-Seiten, planen Ausstellungen in winzigen Privatgalerien, esoterische Klangschalen-Seminare oder buchen eine ganz tolle Band aus Senegal für eine Geburtstagsparty, was immer ein bisschen nach Sex-tourismus riecht.“

Man lernt Melanie am Abend ihres 50. Geburtstags kennen. Sie ist die Strahlendste und Betrunkenste im Raum, glücklich und zu-

gleich voller Häme für einige ihrer Gäste aus dem Münchner Medienbetrieb. Im Laufe der kommenden vier Romanwochen wird man ihr, einer verdienten Feuilletonredakteurin, beim Entgleisen ihres Lebens zuschauen. Ihre Mutter, zu der sie ein kompliziertes Verhältnis pflegt, kommt ins Heim. Zwei Affären – eine egale, eine bedeutsame



enden fatal. Dazu fällt ihr zunehmend auf die Füße, was sie bisher für ihre feministische Superkraft, für ihr Antidot gegen das Verspiessen und Verbittern gehalten hatte: ihre Lust auf Sex, Rausch, Maflosigkeit.

Seit ihre große Liebe Laurent sie verlassen hat, sucht sie Liebe und

findet nur Paranoia, ausgelöst durch Männer ihres Alters, die auf Frauen Mitte 20 schielen. „Mich kann es gar nicht geben“, denkt Melanie. „Denn so viel arbeiten kann doch niemand. So viel Sex haben, und das in meinem Alter. So viel nachdenken. So viel ausgehen. So viel erleben.“

Frauen über 40 werden entweder für asexuell erklärt oder fetischisiert, „Mrs. Robinson“ oder „Cougar“ (Silberlöwin) genannt. Und genau wegen dieser Klischeedarstellungen der „reifen Männerfresserin“ ärgert man sich zu Romanbeginn über die Frauenfigur, die da in französischer Lingerie auf ihren Partyflirt lauert. Ärgert sich über die gefühlt schon dutzendfach gesehene, gelesene Badewannenszene zum Einstieg, die einen möglichen Suizid Melanies andeutet, bevor die Vorgeschichte dieser Tragödie erzählt wird. Darüber, dass es sexlustige Ü-50-Frauen offenbar nur gut gecremt und top in Schuss gibt. Ein klitzekleines Bisschen ärgern einen sogar Melanies Klagen.

Denn immerhin ist sie eine Frau, bei der die ganze Selbstkasteiung Früchte trägt. Sie ist attraktiv, weiß, dünn, gebildet und wohlhabend, kreist aber so manisch um Fragen von Alter und *fuckability*, dass sie ihre Trümpfe bisweilen völlig aus dem Blick verliert. Die Menopause, da ist sie sicher, ist nämlich das Ass im Loser-Game.

Obwohl es natürlich wohlfeil wäre, eine Milieustudie (die der Roman auch irgendwie ist) dafür zu kritisieren, dass sie in einem bestimmtem Milieu (Bussi-Bussi-München) spielt, ist Melanies Privilegienvergessenheit manchmal kaum auszuhalten. Aber genau darin liegt auch viel Tragik: im Wissen, dass der Kampf ums große Frauensiegertreppchen nicht zu gewinnen ist, wenn sich schon die Beauty Queens mit Einfluss und Eigentumswohnung zum Sterben in die Wanne legen.

Melanies Charakter mag in seiner Anlage stereotyp sein, darf sich aber entwickeln, komplexer, reicher, zugleich sympathischer und unsympathischer werden: ein Mensch eben. Vor allem aber zeigt ihre Geschichte, wie Frauen den patriarchalen Leidensdruck einander über Generationen vererben wie ein schlimmes Trauma. Klar geht es im Roman auch um Männer, die allesamt rumlügende, rumvögelnde Enttäuschungen auf zwei Beinen sind. Viel interessanter aber ist Melanies Verhältnis zu den Frauen ihres Lebens. Sie keilt gegen ihre Mutter, eine Siebziger-Feministin, die ihr wenig Liebe und viele Komplexe mit auf den Weg gab. Sie keilt gegen ihre Tochter Mona, die Strickjacken tragen und Hausfrau sein will, gegen die dicke, joviale Bekannte ihrer besten Freundin, gegen die pastellfarbene gekleideten „Schneepfen“ auf einer Familienfeier.

Vor allem keilt sie gegen Eilika, eine junge Kollegin im Feuilleton, die sie in ihrer mühelosen Schönheit und Selbstsicherheit rasend macht. Als der Chefredakteur Eilika Melanies feministische Kolumne überträgt, sieht Melanie nicht nur sich selbst, sondern ihre gesamte Welt untergehen. Denn Eilika ist der Prototyp einer neuen Autorinnengeneration, gleichzeitig ostentativ sexpositiv, im rechten Moment aber großäugig und niedriglich; eine, die alles, was sich gut anfühlt, für „empowernd“ hält, „eine, die über die weiße Wohlstandshipsterblase in großen deutschen Städten lästert, auf Kunst-Prekariat macht, obwohl sie mit ihren nonbinären Buddys in den hundertzwanzig Quadratmetern wohnt, die ihre Eltern als Geldanlage gekauft haben“.

Auch Eilika zeichnet Rosales zuerst als Abziehbild, das sicher auch Leif Randt absegnen würde. Aber auch das hat seinen Zweck – weil Eilika die ziellose Wut ihrer älteren Vorgesetzten entlarvt. Melanie ist wütend darüber, dass Jugend und zeitgeistiges Charisma ein vermeintlich leicht durchschaubares Girl als Kolumnistin relevant machen. Gleichzeitig erinnert sie sich daran, wie sie selbst früher Charme einsetzte, um sich in die Welt der mächtigen Männer zu schmuggeln.

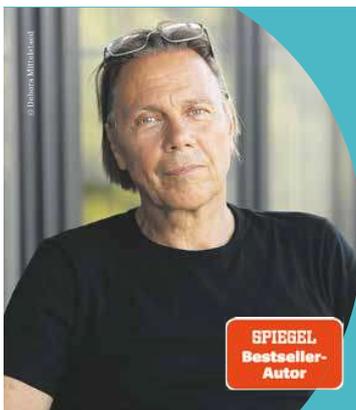
Melanie hasst nicht nur Eilika, sondern den Lifestyle-Feminismus des frühen 21. Jahrhunderts. Zum einen, weil sie dessen Bigotterie auf richtig eklig findet. Aber zum anderen, weil sie zu alt ist, um seine Codes zu beherrschen, von seinen Annehmlichkeiten zu profitieren: Niemand hätte man ihr früher eine Kolumne über feministische Pornografie aus den Händen gerissen. Beide Frauen wollen Anerkennung in ihrem Traumjob – und spielen dasselbe Habt-mich-gern-Spiel, nur in unterschiedlicher Kleidung. Der Wille zur Komplizinenschaft blitzt bei Melanie immer wieder auf, aber sie kriegt es nicht hin. Von klein auf hat sie gelernt, andere Frauen als Gefahr zu sehen.

Am Ende steht für Melanie die schlimme Erkenntnis: Sie, die geglaubt hat, die Selbstbestimmteste von allen zu sein, ist in ihrer Gefallsucht zur Karikatur geworden. Man könnte aber ebenso sagen: Dieselben Männer, die sie mit ihren Ansprüchen in den Wahnsinn angetrieben haben, wollen sich der vermeintlich wahnsinnigen Alten entledigen.

Statt drauf zu kommen, dass sich Frauen lieber verbünden, als vom männlichen Goodwill abhängig zu sein, richten sich in „Das Leben keiner Frau“ Feministinnen aus drei Generationen gegenseitig zugrunde. Während die Typen einander zuprosten. Es ist das Leben keiner Frau – und jeder. Und, in gewisser Weise: ein richtig gutes Plädoyer für Frauensolidarität.



Caroline Rosales: „Das Leben keiner Frau“. Ullstein, Berlin 2021, 240 Seiten, 22 Euro



SPiegel Bestseller-Autor

»MAN MUSS DAS AUFHÖREN TRAINIEREN.« Harald Welzer

Einen Nachruf auf sich selbst zu schreiben, bedeutet zu wissen, wie man gelebt haben will – als Gesellschaft wie als Individuum. Harald Welzer eröffnet uns eine verblüffend neue und optimistische Perspektive: Aufhören ist eine Kulturtechnik des richtigen Lebens.



Der Moment, in dem das Winseln aufhört

Die Autorin Hanna Engelmeier sucht Trost bei Rainer Maria Rilke, David Foster Wallace, Clemens Brentano und Theodor W. Adorno



Was es heißt, ein Mensch zu sein: Detail aus der „Kreuzigung“ von Fra Beato Angelico. Foto: Leemage/ imago

Von Stephan Wackwitz

Auf Ignatius von Loyola, den Gründer des Jesuitenordens, geht die Technik spiritueller Übung zurück. Im Jesuitischen *exercitium* vollzieht sich über der Lektüre heiliger Schriften (*lectio divina*), in Meditation und freier Assoziation (*ruminatio*) und im Gebet die „Scheidung der Geister“: Ausdifferenzierung all des Verschiedenen und Zufälligen, was einem im Kopf herumgeht, nach göttlicher, menschlicher und teuflischer Herkunft. Ziel dieses Unterscheidungsprozesses ist der Trost. Darunter versteht Loyola einen „Zuwachs an Hoffnung, Glaube und Liebe und jene innere Freude, die den Menschen zu den himmlischen Dingen und zum Wirken an seinem eigenen Seelenheil hinruft und hinzieht, indem sie der Seele Ruhe und Friede in ihrem Schöpfer und Herrn spendet“.

Hanna Engelmeiers Buch „Trost. Vier Übungen“ rekonstruiert den Gang des jesuitischen *exercitium* im Vollzug denkbarer säkularer Lektüren, Assoziationen und Meditationen – aber ohne den spirituellen Endzweck ihrer Übungen zu verleugnen. Sie findet Trost nicht in der Schau Gottes oder der Nachfolge Christi, sondern im „Zusammenfall von Schreiben, Hören, Beten, Lesen in einem Text“. Der sei, bekundet Engelmeiers letzter Satz, „meiner gewesen, solange ich ihn geschrieben habe“. Jetzt gehört er, wenn wir wollen, uns.

Ihr Buch nähert sich säkularer Erleuchtung im *Ruminatio*-Nachvollzug quasikanonischer Lektüren. Vier stehen als Ausgangspunkt im Zentrum ihrer vier Kapitel oder Exerzitionen: Rainer Maria Rilkes „Briefe an einen jungen Dichter“, David Foster Wallaces *commencement speech* „This Is Water“, die der legendäre Dichter-Nerd 2005 vor den Absolventen des Kenyon College in Ohio gehalten hat, Clemens Brentanos unbestimmtes gebetsförmiges Gedicht „Eingang“, das die Erzählerin auswendig gelernt hat und bei einem Besuch am Grab ihrer Tante Hetty sich innerlich vorsagt, und Theodor W. Adorns Vortrag „Kultur und Culture“, in dem der große Gelehrte den Unterschied zwischen amerikanischem Glücksversprechen und deutscher Übellaunigkeit exemplifiziert an der „Art, in der jedes amerikanische Kind eigentlich ununterbrochen einen sogenannten ice-cone, einen Kegel mit Eiscreme essen“ und damit „in jedem Augenblick eine Art Erfüllung des Kinderglücks finden kann, nach dem unsere Kinder einst vergebens sich die Häuse ausrenkten – das ist wirklich ein Stück der erfüllten Utopie.“

Die Lektüre- und Gedankenreisen, auf die Hanna Engelmeier die Leserin auf den verschlungenen Wegen und Umwegen ihrer *ruminatio*nes von diesen Texten aus mitnimmt, gehören zum Bemerkenswertesten und Überraschendsten, was man in den letzten Jahren auf Deutsch zu lesen bekommen konnte. Man erfährt über die Meditationen des Schicksals der Heiligen Johanna, in die sich die

nichtbinäre Person Eileen Myles in ihrem Roman „Chelsea Girls“ vertieft, über das Verhältnis von Katholizismus und Hexenglaube, über die New Critics, die *Devotio Moderna*, über den Lebenslauf eines katholischen Mädchens aus einer Arbeiterfamilie in den fünfziger Jahren, über das Grab der Sängerin Nico im Grunewald und über Theodor W. Adorno im Frankfurter Café Laumer. Aber nirgends in ihrem Textlabyrinth verliert Hanna Engelmeier das eigentliche Ziel aus den Augen: Es ist die Möglichkeit, der alltäglichen Trostlosigkeit durch eine seelische Anstrengung zu entkommen, die „Schreiben, Hören, Beten, Lesen“ an einen eigenen Lebenstext zurückbindet.

Bemerkenswert sind diese vier Übungen somit vor allem darin, dass sie hochdifferenzierte Intellektualität und umfassende Belesenheit in den Dienst elementarer menschlicher Bedürfnisse stellt. Diese Demutsübung ist die Scheidung der Geister, auf die es Engelmeier ankommt.

Sie hat bei David Foster Wallace gelernt, der sich darüber klar war, dass Literatur sich damit beschäftigen muss, „what it is to be a fucking human being“. Oder überhaupt eine Kreatur: Die Schlussbetrachtung ihrer Übungen ist ein Hund gewidmet, einem untröstlichen Dackel, der „vor einem Spätkauf Ecke Bürkner- und Reuterstraße“ vor Einsamkeit in einen Fassungslosigkeitszustand geraten ist, weil seine Bezugsperson verschwunden zu sein scheint. Kein Text und keine Reflexion, sondern ein Tier schenkt Engelmeier das lang gesuchte „starke Bild“ dafür, „worum es bei Trost ganz eigentlich geht: den Moment, in dem das Winseln und Fiepen und Heulen aufhört.“

Im Dackelendbild ist das Geheimnis des Erwachsenseins aufbewahrt, jenes Zustands, in dem man sich selber trösten kann. Das Ziel aller intellektuellen Übung, versteht Engelmeier am Schluss ihres Buchs, bedeutet „zu wissen, dass man sich weder in den Dackel verwandeln kann, dem nach Rückkehr seines Menschen schon wieder alles egal ist, noch dass die Dinge, die die kindliche Version der eigenen Person wirklich trösteten, denselben Trost wie damals spenden können. Das bedeutet nicht, dass Erwachsene untröstlich sind. Aber ihr Trost ist ein anderer, er hat sich vom Reflex zur Reflexion verschoben.“ Am Ende des Komplizierten, das ist die Summe von Engelmeiers Buch, steht etwas Einfaches, das schwer zu erreichen ist.

Schließlich sind auch Gebirge veränderlich

„Niemand zwang mich an den Rand des Steilhangs“: Zsuzsanna Gahses assoziative Texte über ehrwürdige Bergmassive schweben und sind von einem feinen Witz durchfunkelt

Von Sabine Peters

Ruft das Matterhorn tatsächlich nach Menschen, um bestiegen zu werden? Wollen die Alpen zu unserer Freude als Naturschönheiten auftreten? Oder würde man aus ihrem Inneren vielmehr ein Knirschen und Ächzen hören, wenn man einen Zeitraffer benutzen könnte? Berge dienen unter anderem als Steinbrüche, Sportstätten und Touristenattraktionen, aber züchten kann man sie nicht. Das ist kein Grund, sie gleich als Wohnstätten von Göttern zu verehren; Lucius sagt, vor Bergen muss man nicht in die Knie gehen. Ruth besucht auf ihren Wegen durch Gebirgslandschaften gern Kapellen, um Kerzen für die Abgestürzten anzuzünden. Der Architekt Sam erklärt: Wenn er die Alpen gebaut hätte, würden sie anders aussehen. Und die Ich-Erzählerin in Zsuzsanna Gahses neuem Buch ist ohnehin nicht aufs Gipfelstürmen aus. Sie fürchtet vielmehr, dass die schroffen Felsen nur stürzen wollen, um alles mit sich zu reißen. Aber sie nimmt die Wörter gern beim Wort und sagt: „Besonders gefällt mir an den Bergen, dass sie bergen.“

Zsuzsanna Gahse wurde 1946 in Budapest geboren; ihre Familie floh 1956 nach dem Ungarnaufstand in den Westen. Die Schriftstellerin lebt heute nach verschiedenen anderen Stationen im Schweizer Thurgau. Seit 1983 arbeitet sie an einem sprachlich unverwechselbaren Werk, das in aller Eigenwilligkeit doch niemals abgedichtet oder unverrückbar wirkt, sondern vielmehr höchst vielstimmig und beweglich daherkommt. Buchtitel wie „Instabile Texte“ oder „Südsudelnbuch“ – der Sudel steht für den flüchtigen Entwurf und für das Schmierien – verweisen auf die Lust am Experimentieren und am Vermischen.

Schreiben ist für Gahse eine Möglichkeit, eingefahrene Wahrnehmungs- und Denkschienen zu verlassen und in alle Richtungen auszuschießen. Die Gebirge, die sie im neuen Buch umkreist, sind schließlich auch keine unveränderlichen Größen. Die Ich-Erzählerin sagt sich bei einer ihrer Bergtouren: „Dem erodierenden Giganten in der Ferne passiert etwas Bergisches.“ Klar; er ist kein Tier, dem etwas Tierisches widerfährt. Manche Felsen, mit Zement gekittet, sehen allerdings gebändigt aus. Die Erzählerin will zwar nicht, dass weitere Kerzen für erschlagene Zeitgenossen angezündet werden, aber ihre Menschenliebe hat Grenzen. Denn sie begegnet auf diversen Bergpässen häufig adrenalininsuchenden Autofahrern, „Kurvenangebern“ oder ganzen Herden von Bussen, die wie im Gänsemarsch und unter dem Juchhei der Insassen durch die Gegend lavieren.

Der skeptische Blick auf allerhand sonderbare Verhaltensweisen schließt die eigene Person ein; Zsuzsanna Gahse steht nicht über dem menschlichen Gewimmel, um die Phänomene abgeklärt aus weisem Abstand zu bewerten.

Die heute 75-jährige Schriftstellerin hat in ihrem Schreiben Eigenschaften behalten und entwickelt, die an Kindheit und Jugend erinnern: Neugierde, Unbefangenheit, Lust am Erproben, Freude am Spiel. Dabei ist das Buch weit entfernt von Naivität und Erfahrungsmangel. Denn die Hauptfiguren tragen schließlich ihre eigenen, unsten Lebensgeschichten mit sich. In ihren Augen wird etwa eine bergische „Heimat“, die ein fest verwurzelter Einheimischer mit Zähnen und Klauen gegen wandernde Fremde verteidigt, zu einem „Unheim“. Und über den Inhalt hinaus zeigen Stil und Konstruktion dieses fragilen, diffizilen Textes, wie erfahren und hellhörig die Autorin mit ihrem Material, der Sprache umgeht, ohne dabei routiniert zu wirken.

Bei der im besten Sinne vertrackten Lektüre dieser 500 Notizen lässt sich an ein kubistisches Bild denken: Nicht ein einziges Motiv beherrscht das

Auch Berge bergen. Doch Zsuzsanna Gahse steht als Autorin keineswegs über dem menschlichen Gewimmel, um die Phänomene abgeklärt aus weisem Abstand zu bewerten

Ganze und lenkt den Blick, sondern dies Ganze zählt, wie lose dessen Details auch immer miteinander verbunden sein mögen. In kubistischen Bildern bleiben die Dinge übrigens auch nicht an ihrem gewohnten Platz; da findet sich etwa ein Ohr anstelle eines Auges – und entsprechend flexibel sind auch bei Gahse die Erscheinungen, Wahrnehmungen und Reflexionen. Die Erzählerin und Sam spielen gelegentlich mit der Idee eines Archivs oder begehren Tagebücher, in dem sich allerhand Beobachtungen unterbringen ließen. Aber bei ihnen würde solch ein Ort immer eine Baustelle bleiben.

Gahses Figuren gehen der Nase nach, vertrauen ihren Assoziationen, lassen sich auf Nahliegendes und Entlegenes ein; daher findet man hier auch Erinnerungen an Gebirge in Kunst und Literatur aller Zeiten und Gegenden. Diese Prosa kommt schwebend leicht daher, sie ist von einem feinen Witz durchfunkelt und doch alles andere als gefällig. Wie nebenbei sagt der Text: Auch die Berge sind Gegenden, in denen sich die individuelle und allgemeine Verletzbarkeit zeigt. Kein Fels und keine Gesellschaft und kein Mensch wächst immer weiter und befindet sich im ewigen Steigerungsmodus. Das Nachdenken über unsere Begrenztheit und Endlichkeit muss weder andächtig noch zynisch machen – hier bleibt es ein Stachel.



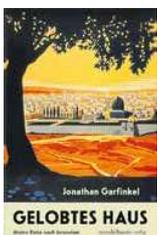
Hanna Engelmeier: „Trost. Vier Übungen“. Matthes & Seitz, Berlin 2021, 200 Seiten, 20 Euro



Zsuzsanna Gahse: „Bergisch teils farblos“. Edition Korrespondenzen, Wien 2021, 176 Seiten, 22 Euro

Anzeige

25 Jahre mandelbaum verlag



Jonathan Garfinkel *GEBOTES HAUS* Meine Reise nach Jerusalem 352 Seiten, 22 Euro

Jonathan Garfinkel kann sich nicht entscheiden – nicht was sein Judentum angeht, seine Freundin oder Israel. Als er von einem Haus in Jerusalem hört, in dem ein Jude und ein Araber in Frieden zusammenleben, bricht er aus Kanada nach Israel auf. Schnell muss er erkennen, dass jede Form von schneller „Wahrheitsfindung“ eine Illusion ist, jede Antwort, die er findet, löst sich auf in neue Fragen.

Dieses Buch wird verändern, wie Sie über Israel und Palästina denken. Brian Eno



Das Land ging, die Liebe blieb erst mal. Pfingsttreffen der FDJ, Ostberlin 1989
Foto: Harald Hauswald/Ostkreuz

Über Probleme, sich loszusagen

Jenny Erpenbeck erzählt vom heiligen Ernst einer erst euphorischen, schließlich schwierigen Liebe und vom Untergang der DDR. Wie nebenbei ist „Kairos“ ein treffsicheres Porträt der ostdeutschen Intelligenzja

Von **Thomas Winkler**

Die Liebe, so heißt es ja, mache blind. Gemeint ist damit gemeinhin, dass die hormonelle Überwältigung die Liebenden allzu leicht die Mängel des geliebten Menschen übersehen lässt. Oder anders: Dass da jemand aus dem Mund stinkt, merkt man bisweilen erst, wenn es zu spät ist.

Auch die Liebenden in Jenny Erpenbecks neuem Roman „Kairos“ sind mit dieser Blindheit geschlagen, einer überaus nachhaltigen Blindheit, die sehr viel länger anhält als bei gewöhnlichen Liebesbeziehungen und nicht nur den Liebesgegenstand selbst betrifft, sondern auch die Liebenden umgebende Welt, in der gewaltige politische Umwälzungen geschehen, während Katharina und Hans beschäftigt sind mit ihrer Liebe.

Beginnt die Geschichte der Liebe zwischen Katharina und Hans doch

im Sommer des Jahres 1986 unter einer Ost-Berliner S-Bahn-Brücke und endet keine sechs Jahre später am gleichen Ort, aber in einem anderen Land.

Katharina ist kaum volljährig, steht vorm Studium oder doch einer Lehre, auf jeden Fall vor großen Entscheidungen – ein unbeschriebenes Blatt. Hans ist 34 Jahre älter, er hat noch den Weltkrieg erlebt als Kind, hat die DDR mit aufgebaut, verwandelte sich vom überzeugten Hitlerjungen über den glühenden Kommunisten zum praktizierenden Zyniker, ist Schriftsteller und Radiojournalist, seit 30 Jahren verheiratet und mit wechselnden Geliebten im Bett – er hat schon eine Menge Blätter beschrieben. Die beiden sind ein denkbar ungleiches Paar, als sie sich kennenlernen: „Nie wieder wird es so sein wie heute, denkt Hans. So wird es nun sein für immer, denkt Katharina.“

Im steten, bisweilen kurzfristigen Wechsel der beiden Perspektiven erzählt Erpenbeck vom heiligen Ernst

der Liebe. Katharina ist, „so jung wie er in seiner besten Zeit“ und besitzt „ein Gesicht aus Biskuitporzellan“. Hans hat die Biermann-Revolution nur „beinahe unterschrieben“, pfeift aber unwillkürlich die „Ballade vom preußischen Ikarus“ des ausgebürgerten Liedermachers, sobald er einen eisernen Adler sieht.

Er hält ihr dieselben Vorträge, die seinen pubertierenden Sohn anöden. Sie denkt, mit ihm „an ihrer Seite wird sie sich nie wieder im Leben langweilen müssen“. Er spielt ihr Ernst Busch vor und Hanns Eisler, sie küsst die Widmung in dem Buch, das er ihr geschenkt hat. Er ist einer, der Haydn „wirklich gute Musik“ findet und weiß, welche drei Skizzen Pablo Picasso an dem Tag, an dem er selbst zur Welt kam, zeichnete, aber seine Ehefrau legt ihm „jeden Tag Hose, Hemd und Socken hin, die er anziehen soll“. Sie stellt fest, dass er zehn Jahre älter ist als sogar ihr eigener Vater, und schreibt in ihr Tagebuch: „Ich habe nicht gewusst, dass ich so lieben kann.“

Wirklich sympathisch sind die beiden Protagonist*innen nicht. Sie nicht in ihrer backfischartigen Hingebung, er nicht in seiner selbstherrlichen Männlichkeit, die schon nach wenigen Tagen darüber nachdenkt, wie er den Kummer bekämpfen soll, falls sie ihn verlässt: „Sich eine andere ins Bett holen, so schnell wie möglich.“

Denn die Zweifel sind früh da: „Sieh dir an, sagt Hans, wie ähnlich sich Liebe und Hass sehen.“ Der nette, schlaue Hans entpuppt sich als ausgewachsenes Arschloch, und aus der vermeintlich vollkommen reinen Liebe wird ein Machtspiel, in dem sie alles offenlegen muss, Kalender, Briefe, Notizen, keine Geheimnisse, kein eigenes Leben mehr haben darf und degradiert wird zum Anhängsel des älteren Mannes: „Nur eine Außenstelle ist sie von seinem Leben.“

Er schreibt ihr, er hätte ihren Körper „in Besitz genommen“ und dass sie nun in seinen Augen „entschieden wertgemindert“ sei. Er unterstellt ihr wegen eines einmaligen, unschuldigen Fehltritts „mieseste, spießbürgerliche Doppelmoral“ und ist doch so blind, dass er die eigene Doppelmoral nicht erkennt, während er doch wieder mit seiner Ehefrau lebt. Er züchtigt sie, missbraucht sie körperlich und emotional, richtet sie ab wie ein Hündchen, bis sie „weiß, was er will, dass sie wollen soll“. Er macht sie systematisch klein, und sie hält sich fortan für ein „Ungeheuer“. Bis sie tatsächlich glaubt: „Hans ist sie und sie ist Hans.“

Diesen Prozess beschreibt Erpenbeck streng aus der Innensicht der Protagonist*innen in einer quälend detaillierten, aber immer höchst eleganten und damit umso schmerzenderen Sprache: „So nah ist sein Mund ihr beim Sprechen, dass er sie mit den Worten berührt.“ Als Katharina mit einer Freundin nach Ungarn aufbricht, als sie das erste Mal von Hans getrennt ist, werden ihre Urlaubserlebnisse augenblicklich unter „Lösssand“ begraben. Die frisch Verliebten und die sich Quälenden können alles, aber wirklich alles nur mehr durch die Brille ihrer Liebe und später ihrer Qual sehen.

Deshalb sickert nur langsam die Zeitgeschichte in die Liebesgeschichte ein. Irgendwann taucht der Name Gorbatschow auf, dann die Milliardenkredite, die Honcker aus dem Westen erbetteln konnte, Christoph Hein fordert die Abschaffung der Zensur. Katharina ist eher zufällig bei dem Punk-Konzert in der Zionskirche dabei, das von Neonazis gestürmt wird. Hans schreibt einen Text für das Programmheft von Heiner Müllers „Lohnrucker“ – Inszenierung am Deutschen Theater 1988. Dann, an einem 7. Mai, wird die

Volkskammer gewählt und Katharina streicht alle Namen auf dem Wahlzettel genüsslich durch, und im Westfernsehen öffnet sich später die ungarische Grenze, Katharina verirrt sich auf eine Veranstaltung der Opposition in einer Kirche und Hans unterschreibt die Resolution der Künstler. Und als die Mauer fällt, holt keiner der beiden das „Begrüßungsgeld“ ab. Über ihn heißt es: „Die Heimat verlässt ihn, während er sich nicht von der Stelle rührt.“

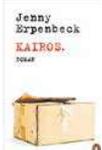
Emphase wird Missbrauch

Trotzdem, das ist ziemlich offensichtlich, will Erpenbeck die Liebesgeschichte nicht bloß als Parabel auf den Aufstieg und Niedergang eines kleinen Landes hinter dem Eisernen Vorhang verstanden wissen. Aber trotzdem lässt sich das, was Katharina und Hans miteinander erleben, auch so lesen: Die erste Euphorie über die gelungene Symbiose zwischen den aus dem Exil heimgekehrten Widerstandskämpfern und den jungen Kriegskindern, die zusammen ein neues Deutschland aufbauen wollen, verwandelt sich in Kontrolle und Missbrauch unter einem eifersüchtigen und misstrauischen Regime, von dem sich die Beherrschten zwar nicht offiziell, aber emotional lossagen, bis das immer teilnahmsloser werdende Nebeneinandererleben, die, wie es bei Erpenbeck heißt, „stummgewordene Liebe“, zur endgültigen Trennung führt.

Dazu passt, dass Erpenbeck mit Hans und seinem Umfeld im etablierten Kunst- und Kulturbetrieb wie nebenbei ein treffsicheres Porträt der Intelligenzja der ausgehenden DDR und ihrer inneren Emigration in eine Zwischenwelt aus praktischer Anpassung und modischer, aber ungefählicher Dissidenz gelingt. Ein Umfeld, das die Autorin gut aus eigener Anschauung kennt. Ihre Großeltern waren Fritz Erpenbeck und Hedda Zimmer, beide Schriftsteller*innen, die 1945 aus dem Exil zurück nach Berlin kamen. Ihre Mutter, die Literaturwissenschaftlerin Doris Kilias, übersetzte aus dem Arabischen und arbeitete fürs Radio, ihr Vater John Erpenbeck ist Physiker und Autor, war Professor an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften, deren Abwicklung in „Kairos“ ebenso wenig unerwähnt bleibt wie die des Rundfunks.

Womöglich erklärt „Kairos“ die seltsame Psychologie, in der die Menschen in der DDR noch mehr gefangen waren als von Stachelndraht und Selbstschussanlagen, besser als die allermeisten Wenderomane, die bislang erschienen sind.

Aber zuallererst bleibt „Kairos“ doch das, was es ist: ein Roman, der von der Liebe erzählt.



Jenny Erpenbeck: „Kairos“, Penguin, München 2021, 384 Seiten, 22 Euro

Anzeige

Willkommen in der Welt von Glitterschnitter –

Ein großer, wilder Roman über Liebe, Freundschaft, Kunst und Wahn

Sven Regener geht auf Lesetour. Termine unter www.svenregener.de

Gebunden mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 24 €

Ungekürzte Autorenlesung, 2 MP3-CDs, UVP 24 €

Foto © Christiane Gellermann

Galiani Berlin

„Wir waren von ihr sehr beeindruckt“

Vier Fragen an Annette Michael, die Leiterin des Orlanda Verlages

taz: Frau Michael, „Überleben“ von Tsitsi Dangaremba ist soeben in Ihrem Verlag erschienen. Das Debüt, „Aufbrechen“, kam 2019 bei Orlanda heraus. Wie sind Sie auf diese Autorin gestoßen?

Annette Michael: Wir haben Tsitsi Dangaremba 2019 beim African Book Festival in Berlin getroffen, bei dem sie die künstlerische Leitung hatte, und waren sehr beeindruckt von ihr als Person. Als wir feststellten, dass keines ihrer Bücher auf dem deutschen Markt erhältlich war, haben wir beschlossen, dass sich das ändern muss, und haben mit „Aufbrechen“ unsere Reihe „afrika bewegt“ gestartet.

Orlanda ist ein Kleinverlag. Wie konnten Sie das stemmen?

Beim Debüt gab es bereits eine deutsche Übersetzung von Ilija Trojanow, die wir einkaufen konnten. Die Übersetzung von „Überleben“ war dann schon eine größere Herausforderung, zumal wir uns für eine der bedeutenden Übersetzerinnen entschieden haben, Anette Grube, die viele wichtige Autorinnen übersetzt, unter anderem Chimamanda Ngozi Adichie. Wir konnten dank dem Programm Neustart Kultur aber auch Förderungen bekommen, wofür wir sehr dankbar sind.

Wird sich Tsitsi Dangaremba im deutschsprachigen Raum als Autorin durchsetzen lassen?

Wenn wir die Welt als Ganzes sehen wollen, müssen wir uns mit den Lebensrealitäten der postkolonialen Gesellschaften beschäftigen. Wir hoffen sehr, dass der Friedenspreis und nun auch der Literaturneubelpreis eine Strahlkraft für die Autorinnen des afrikanischen Kontinents entfalten. Wir sind da optimistisch.

Was ist eigentlich mit dem Mittelteil dieser Trilogie?

Er wird im Herbst 2022 bei uns unter dem Titel „Verleugnen“, ebenfalls in der Übersetzung von Anette Grube, erscheinen. Es ist uns endlich gelungen, die Rechte zu erwerben, was wegen eines Rechtswechsels kompliziert war. Fragen: drk

Annette Michael leitet seit 2019 den Orlanda Verlag.

Ihr müsst handeln, doch es wird schwer

Die Frauen in den Romanen von Tsitsi Dangaremba müssen gegen eine doppelte Unterdrückung ankämpfen: die der patriarchalen Strukturen der Shona-Kultur und die der rassistischen Unterjochung durch die Weißen. Nun erhält die Schriftstellerin, die in Berlin studierte und in Simbabwe lebt, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels

Von Simone Schlindwein

Als Tsitsi Dangaremba 1959 im südlichen Afrika geboren wurde, hieß ihre Heimat noch Südrhodesien und war britische Kronkolonie.

Doch die Familie, in die sie hineingeboren wurde, war bereits aufgewöhnt. Ihre Mutter war die erste schwarze Frau, die im Land einen Hochschulabschluss absolviert hat – ein Meilenstein der Gleichstellung und Emanzipation, der die spätere Filmemacherin Tsitsi Dangaremba zutiefst geprägt haben muss.

Prägend war wohl auch ihre frühe Kindheit, die sie in England verbrachte, wo sie als schwarzes Mädchen zur Schule ging. Deswegen bezeichnet sie bis heute Englisch als ihre Muttersprache und nicht ihre Heimatsprache Shona, die sie erst in Afrika zu sprechen begann.

Die Familie kehrte 1965 zurück, als sich Rhodesien einseitig für unabhängig erklärte. Damals herrschte Aufbruchstimmung in den ehemaligen Kolonien des Kontinents. Die schwarze Bevölkerung begann, gegenüber den ehemaligen Kolonialherren ihre Rechte einzufordern. In jener spannungsreichen Zeit besuchte die junge Tsitsi eine elitäre Sekundarschule in der heutigen Hauptstadt Harare, die damals noch Salisbury hieß. In ihrer Klasse waren fast nur weiße Mädchen. Sie war von Beginn an eine Einzelgängerin.

Nach ihrem Schulabschluss zog es Dangaremba erst einmal nach England zurück. Sie begann an der Universität Cambridge mit einem Medizinstudium – und schmiss es nach drei Jahren. Angeblich hat sie sich an der Uni isoliert gefühlt, wie bereits in den Schulen zuvor. Als schwarze Frau war sie ein Sonderling im britischen, elitären Bildungssystem. Doch jetzt war sie alt genug, gegen diese Rolle zu rebellieren und ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Zurück in Simbabwe, arbeitete sie kurzzeitig als Lehrerin und begann dann ein Studium der Psychologie an der Universität in Harare. Ihre tatsächliche Leidenschaft ent-

wickelte sie jedoch in den Theaterklassen an der Uni.

Auch hier traf sie auf eine Atmosphäre, die nach Veränderung schrie, wie sie später beschreibt: „Es gab einfach keine Theaterstücke mit Rollen für schwarze Frauen, oder zumindest hatten wir damals keinen Zugang dazu. Die Schriftsteller in Simbabwe waren zu der Zeit hauptsächlich Männer. Ich sah wirklich nicht, dass sich die Situation ändern würde, es sei denn, eine Frau setzte sich hin und schrieb etwas, also habe ich das getan!“

Tsitsi Dangaremba war keine 25 Jahre alt, als ihr der literarische Durchbruch gelang mit ihrem Werk „Nervous Conditions“, das autobiografisch angelegt war und das sie später zu einer Trilogie erweiterte. Darin geht um das Schicksal zweier junger afrikanischer Mädchen, Tambudai (genannt Tambu) und deren Kusine Nyasha, die in den 1960er Jahren auf einer Farm in Rhodesien unter ärmlichen Bedingungen aufwachsen. Vor dem Hintergrund des Unabhängigkeitskampfes auf dem Kontinent erfahren die jungen Mädchen zunächst eine doppelte Unterdrückung: die der patriarchalen Strukturen der Kultur der Shona und die rassistische Unterjochung durch die Weißen.

Durch Zufall bekommen die jungen Mädchen eine Chance auf Bildung – und sind dadurch in der Lage, sich zu behaupten. Sie rebellieren gegen das System. Doch wie der Titel des Buches verrät, geht das Aufbegehren einher mit körperlichem Leiden. Nyasha, die wie die Autorin selbst mit ihren Eltern einige Jahre in England verbracht hat, wird magersüchtig. Sie trägt Minirocke und benutzt Tampons – was als „unafrikanisch“ gilt. Am Ende besuchen die Mädchen eine Schule nur für Weiße und überwinden somit die damals festzimmerten Hierarchien von Klasse, Rasse und Geschlecht.

Bereits als Schulkind, so berichtete Dangaremba einst im Interview, wollte sie Bücher schreiben und Filme produzieren. Es war quasi

eine Berufung, meint sie: „Ich finde, dass das Schreiben mich wollte und nicht umgekehrt.“

Nicht nur Dangarembas Romanheldin, sondern auch ihre eigene Biografie stehen sinnbildlich für eine schwierige und oft qualvolle Emanzipation. Denn sie war die erste schwarze Frau in Simbabwe, die schließlich einen Roman herausbrachte, der damals zunächst von vier Verlagen in Simbabwe abgelehnt worden war. Er erschien 1988 zuerst im feministischen Verlag The Women's Press in London, später in

Als sie nach Simbabwe zurückkehrte, herrschte in dem Land keine Aufbruchstimmung mehr. Im Gegenteil. Mugabes Regime begann die Zähne zu fletschen

den USA und schließlich auch in Simbabwe. Er wurde in viele Sprachen übersetzt: „Aufbrechen“ heißt der Titel in der deutschen Übersetzung. Später wird ihre Trilogie von der BBC als eines der wichtigsten Werke des Jahrhunderts bezeichnet.

Mit dem Roman gelang der jungen Autorin ihr eigener Auf- und Durchbruch. 1989 erhielt sie den Commonwealth-Literaturpreis für die Region Afrika – und gilt seither als eine der radikalsten weiblichen Stimmen des Kontinents. Im selben Jahr verschlägt es sie nach Deutschland, an die Film- und Fernsehakademie in Berlin, wo sie Regie studiert. 1992 gründet sie die Produktionsfirma „Nyerai Films“. In ihren Spiel- und Dokumentarfilmen zieht sich das Motiv ihrer Romane fort: die Emanzipation der Frau und die körperliche Qual der Unterdrückung, die es zu überwinden gilt.

Mit dem Rüstzeug der europäischen Bildung und einem Netz-

werk an Kontakten kehrte sie im Jahr 2000 mit ihrem deutschen Mann, ebenfalls Filmemacher, und den gemeinsamen Kindern nach Simbabwe zurück. In dem Land herrschte keine Aufbruchstimmung mehr, im Gegenteil. Die von der Bevölkerung lang ersehnten Land- und Verfassungsreformen, die den Simbawern endlich ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte gegenüber den weißen Großfarmern garantieren sollten, endeten im Chaos. Das Regime unter Langzeitpräsident Robert Mugabe begann seine Zähne gegen Oppositionelle und Regierungskritiker zu fletschen. Die Landreform veränderte die einstige „Kornkammer Afrikas“ in ein Land voller Hungersnöte und Hyperinflationen.

Auch sie selbst, obwohl mittlerweile international erfolgreich, hat mit finanziellen Problemen zu kämpfen. „Mein Büro habe ich im eigenen Haus“, berichtete sie damals einer deutschen Zeitung im Interview: „Fünf junge Leute, mein Mann und ich, wir alle arbeiten in einer Garage, die mein Mann umgebaut hat. Es ist schwierig, die Mittel zusammenzukriegen, um meine jungen Leute zu bezahlen.“

Vor diesem Hintergrund hat Dangarembas Wirken in ihrer Heimat eine hohe Bedeutung. Sie gibt den Frauen in Simbabwe eine Stimme, denn sie gründet im Jahr 2000 den Verband für weibliche Filmemacherinnen in Simbabwe und ruft 2002 das International Images Film Festival for Women ins Leben, das seitdem jährlich in Harare stattfindet.

„Wenn ihr wollt, dass euer Leiden aufhört, müsst ihr handeln“, hat Dangaremba einmal erklärt. „Handeln kommt aus der Hoffnung.“ Dieses Motto zieht sich in ihren weiteren Büchern fort. Denn sie hat sich förmlich das Leiden, das ihr als junges Mädchen in einer patriarchalen afrikanischen Gesellschaft, geprägt von rassistischen und geschlechter-spezifischen Hierarchien, angetan wurde, von der Seele geschrieben – und diesen Prozess wunderbar in



Tsitsi Dangaremba: „Überleben“. Aus dem Englischen von Anette Grube. Orlanda Verlag, Berlin 2021, 376 Seiten, 24 Euro

Anzeigen

Erkenntnis wird endlich verständlich

Rainer Dyckerhoff
Erkenntnisphilosophie
Ein neuer Zugang zu Wirklichkeit und Wahrheit

Ein neuer Ansatz gegenüber bestehenden Erkenntnistheorien.

Die fundamentalen Strukturen der Erkenntnisfähigkeit werden aufgezeigt in einer zugleich grundlegenden und kompakten Darstellung, auf rein phänomenologischer Basis, ausgehend allein von den beiden angeborenen Grundfähigkeiten der Wahrnehmung (mit allen Sinnen) und des Denkens.

neu bei Literareon
ISBN 978-3-8316-2255-9
158 Seiten, Hardcover 17,80 €
literareon.de
erkenntnisphilosophie.de

DER ©TOM-Jubiläumsband!
Da bleiben keine Wünsche offen ...

30 JAHRE
TOMIE by ©TOM

GEFÜHLT 130 JAHRE!

Erhältlich für 16€ (D) im taz-Shop und im Buchhandel

LAPPAN
Bücher, die Spaß bringen!

UM DIE WELT ZU RETTEN MUSST DU SIE VERSTEHEN

Jetzt testen: taz am Wochenende bis zum 22.1.22 für 22 Euro taz.de/22

Ab jetzt: noch mehr Politik!

Klimakompetenz seit 1979

taz am wochenende
Recherche, Analyse, Meinung

abotaz.de | 030-2590 2590



„Ich finde, dass das Schreiben mich wollte und nicht umgekehrt.“
Tsitsi Dangaremba
Foto: Jean-Marc Zaorski/
Gamma-Rapho/
getty images

ihren Romanen und Filmen widergeben.

18 Jahre nach ihrem Debütroman setzte sie die autobiografisch angehauchte Geschichte um das simbabwische Mädchen Tambu fort. Dieses Mal spielt der Roman in den 1970er Jahren, vor dem Hintergrund des Freiheitskampfes in Dangarembas Heimat. „The Book of Not“ (Das Buch der Verneinungen) heißt der zweite Teil. In ihm geht es um die Unterdrückung, die das schwarze Mädchen Tambu in ihrem weißen, katholischen Internat erfährt. Dabei ist sie klug und intelligent und hat alle Chancen auf eine Karriere. Sie ist getrieben von Hoffnung.

Weitere 12 Jahre später vollendet Dangaremba schließlich die Trilogie, vor dem Hintergrund des kompletten wirtschaftlichen Verfalls ihres Landes. „This Mournable Body“ (Dieser beklagenswerte Körper) heißt der Band im Original. „Über-

leben“ lautet der deutsche Titel, der im Orlanda Verlag Berlin herausgekommen ist.

Der vielversprechende Weg Tambus hat eine jähe Wende genommen. Obwohl gut ausgebildet, hat sie nichts aus ihrem Leben gemacht und lebt, mittlerweile im mittleren Alter, heruntergekommen in der Hauptstadt Harare. Sie leidet an Wahnvorstellungen und endet in der Psychiatrie. In ihrem Wahn begegnet ihr eine Hyäne, die ihren verwesenden Körper fressen will: „Du bist falsch gebaut. Du wirst zerlegt“, heißt es in dem Roman: „Die Hyäne lacht-heult über diese Zerstörung. Sie kreischt wie ein wahn-sinniger Geist, der Boden unter dir löst sich auf.“

„Es war nicht wirklich meine Absicht, die Nation widerzuspiegeln. Ich denke, bei einer solchen Geschichte war dies unvermeidlich“, erklärte Dangaremba über die Pa-

rallele zum Zustand ihres Heimatlandes, die sich im verfallenen Körper und Geisteszustands Tambus widerspiegelt. Dieser letzte Teil der Trilogie landete 2020 auf der Shortlist des Booker-Preises.

Durch ihre Arbeit und ihre internationale Aufmerksamkeit gerät Tsitsi Dangaremba zu Hause immer mehr in das Fadenkreuz des korrupten, diktatorischen Regimes in Simbabwe. Obwohl Präsident Mugabe 2017 durch einen Quasi-Putsch abgelöst wurde, ändern sich die Verhältnisse nicht. Als im Jahr 2020 zahlreiche Korruptionsskandale im Rahmen der Coronapandemie ans Licht kommen, ruft Dangaremba, mittlerweile 61 Jahre alt, gemeinsam mit weiteren Oppositionellen und Regierungskritikern zum Protest auf. Dabei wird sie verhaftet und später wegen mutmaßlicher Anstiftung zur Gewalt angeklagt.

Im Interview mit dem britischen Sender BBC gibt sie sich nervös. „Ich mache mir Sorgen um meine Sicherheit. Es wäre naiv, dies nicht zu tun“, sagt sie, „weil wir ein sehr repressives Regime haben.“

Dangarembas zahlreiche Auszeichnungen, die sie in diesem Jahr erhält, sind somit mehr als nur eine Ehrung einer einzelnen Frau, sondern sollen ihr auch Schutz und Anerkennung für ihren Freiheitskampf geben. Im Januar erhielt sie den Pen International Award for Freedom of Expression, im Juni den Pen Pinter Prize für ihr Gesamtwerk, und jetzt wird sie zum Ende der Frankfurter Buchmesse den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommen.

In der Begründung der Jury heißt es: „In ihrer Romantrilogie beschreibt Tsitsi Dangaremba am Beispiel einer heranwachsenden Frau den Kampf um das Recht auf

ein menschenwürdiges Leben und weibliche Selbstbestimmung.“ Sie sei deswegen nicht nur „eine der wichtigsten Künstlerinnen ihres Landes“, sondern auch „eine weiterhin hörbare Stimme Afrikas in der Gegenwartsliteratur“.

Dass eine afrikanische Autorin, deren Werke in Deutschland beim winzigen Orlanda Verlag in Berlin erschienen sind, der sich auf Gleichstellung der Geschlechter und gegen Rassismus fokussiert, den diesjährigen Friedenspreis bekommt, ist lange überfällig. In der deutschen Literaturszene spielt der Nachbarcontinent Afrika bislang nur eine minimale Rolle. Es besteht nun Hoffnung, dass sich dieses ändert, denn der Freiheitskampf der afrikanischen Frauen, den Dangaremba in ihren Werken immer wieder zum Thema macht, bietet auch den deutschen Lesern viel unbekanntes Stoff.

Anzeige

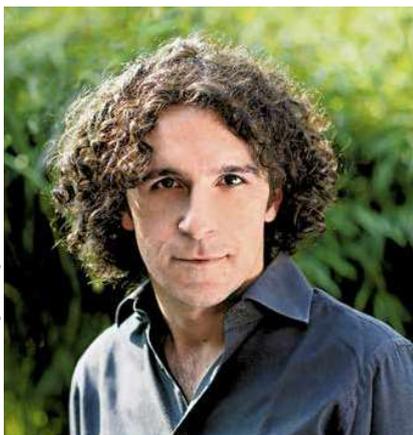


Foto: Gert Grotzinger / Diogenes Verlag

Der neue Roman von

Marco Balzano

Von einer Mutter, die in die Ferne geht, um ihre Familie zu retten.

Eine Lektüre, die den Blick auf die Welt verändert, von Bestsellerautor Marco Balzano.

Mehr auf: diogenes.ch/marcobalzano



Marco Balzano
*Wenn ich
wiederkomme*

Roman · Diogenes

Diogenes

Auch als eBook und Hörbuch

Die Gesellschaft, was ist das?



Alles könnte anders sein, wenn nur alle wollten. Und mitmachten. Der Soziologe Armin Nassehi zeigt, warum diese Annahme fehlgeht und warum das große Unbehagen nicht kollektiv aus der Welt zu schaffen ist

Von Peter Unfried

Das „Unbehagen“, das der Münchner Soziologe und Public Intellectual Armin Nassehi zum Titel seiner neuen Gesellschaftstheorie gemacht hat, ist die Folge des Frustes, dass es nicht so läuft, wie es laufen soll, obwohl das Wissen darüber da ist, was man ändern müsste, etwa um die Erderhitzung so zu begrenzen, dass es einigermaßen weitergehen kann.

Schuld sind meist angeblich karrieristische oder korrupte Politiker, böse Unternehmen und der andere Teil der Gesellschaft, der ich-, konsum-, markt-, staats- oder sonst wie besessen einfach nicht einsehen will, wie es doch aus Vernunft- und Moralgründen zu sein hätte. Verdrängt wird damit das Problem, das wir seit Niklas Luhmann kennen – dass nämlich die Gesellschaft überfordert ist von der Komplexität und Liberalität der Moderne. Welche aber als „Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem“ eben auch die große Stärke und Errungenschaft der liberalen Demokratie ist: Es gibt keinen Gott, Kaiser und kein Zentralkomitee, wo alles

zusammenläuft und autoritär geregelt wird.

Die unterschiedlichen Systeme sind vielleicht sogar produktiv und kreativ, das ist super, aber eben nicht als Ganzes steuerbar und in der globalisierten Welt auch nicht mehr in dem Maße politisch bearbeitbar, wie das in der relativ homogenen und national orientierten Industriegesellschaft der Nachkriegsbundesrepublik der Fall war.

Nun sehen akademische Classic-Links Nassehi gern skeptisch. Erstens weil er ihnen als systemischer Vordenker grün-schwarzer Allianzen gefährlich praxisorientiert zu sein scheint, zweitens weil sie Luhmann'sche Ironiekompetenz immer als Status-quo-Affirmation verstehen wollen. In der ersten Welle der Pandemie kam ja aus links-autoritären Kreisen der glückliche Seufzer, Corona zeige doch, dass man sehr wohl „durchregieren“ könne. Tenor: Warum nicht immer so?

Nassehis These lautet: Moderne Gesellschaften können mit ihrem Instrumentarium ein spezielles Problem lösen, in der ersten Pandemiephase war es das Gesundheits-

Es geht darum, zu verstehen, was die anderen brauchen und was die eigenen Interessen mit deren Interessen machen. Nicht aus Altruismus, sondern um die eigenen Interessen voranzubringen

problem. Sie können aber nicht einen Problemkomplex lösen, weil in der Praxis unterschiedliche Interessen und Werte gegeneinander stehen. In Pandemiephase 1 waren es Unternehmen, Arbeitsplätze, Familien, Kinder, deren Probleme nicht bearbeitet wurden und teilweise eskalierten.

Corona war aber eben keine Ausnahme, sondern zeigte pars pro toto, wie schnell eine moderne Gesellschaft durch die Zielkonflikte

ihrer Systeme und Teile überfordert ist.

Corona zeigt auch: Weder lässt sich eine Gesellschaft dadurch organisieren, dass man sie moralisch bespricht und dann alle „vernünftig“ oder „solidarisch“ miteinander sind, noch muss Politik einfach nur mal richtig wollen und dann wird es schon. Die Gesellschaft kann nicht kollektiv handeln, weil sie kein Kollektiv ist, und das ist gut so.

Sie ist ausdifferenziert. Die Überforderung oder Unfähigkeit ist also systemimmanent – anders als bei totalitären Systemen, die aber ihre eigenen Probleme haben.

Was kann man tun, um mit dem offensichtlichen gesellschaftlichen Mangel an Problemlösungskompetenz umzugehen?

Viele klug daherkommenden politisch-soziologischen Analysen enden neben routinierter Empörung und der Forderung nach sozioökonomisch linkerer Politik (die aber bei Wahlen nicht nachgefragt wird) immer noch mit der lahmen Beschworung eines einsichtigen Menschen, was magisches Denken an its worst darstellt.

Nassehi ist da viel weiter: Für kol-

lektive Veränderung hilft keine Moral, sondern nur Mittel, die sich bewähren. Die Fahrradstadt in den Niederlanden setzte sich durch, weil sie sich für die Leute bewährte. Autofrei setzt sich durch, wenn der öffentliche Nahverkehr besser und bequemer für die Leute ist. Das ist das eine.

Vor allem aber kann man mit Nassehi die notwendige Perspektivenverschiebung verstehen, um die Systeme für ein gemeinsames Interesse produktiv zu machen. Es reicht nicht mehr zu fragen: Wie kriege ich meine (selbstverständlich höheren) Interessen gegen die anderen (selbstverständlich niedrigeren) durch? Es geht darum, zu verstehen, was die anderen brauchen und was die eigenen Interessen mit deren Interessen machen. Nicht aus Altruismus, sondern um die eigenen Interessen voranzubringen.

Perspektivendifferenz statt normativer Sicherheit – das ist das Kunsthandwerk, das über den Erfolg künftiger Koalitionen und die Zukunft unserer Gesellschaft im 21. Jahrhundert entscheiden wird – und das kann man bei Armin Nassehi lernen.

Zeichnet sich immer klarer ab: Normative Sicherheit war gestern
Foto: Fabien Courtitarat/plainpicture

ARMIN NASSEHI
THEORIE DER ÜBERFORDERTEN GESELLSCHAFT
UNBEHAGEN

Armin Nassehi:
„Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft“. C. H. Beck, München 2021, 384 S., 26 Euro

Die Liebe zur Differenz

Affirmative Action, Multikulturalismus oder Kulturerbe: Der US-amerikanische Literaturtheoretiker Walter Benn Michaels kritisiert in seinem in den USA gefeierten Buch die identitätsverliebte Linke

Von Eva Berger

Als „Der Trubel um Diversität“ im amerikanischen Original erschien, wurde dem Autor vonseiten sich kritisch wählender antirassistischer Kreise Rassismus vorgeworfen.

Dabei hatte Walter Benn Michaels, marxistisch geschulter Professor für englische und amerikanische Literatur in Chicago, lediglich auf etwas Offensichtliches hingewiesen, das 15 Jahre später, wo dieses Buch dankenswerterweise auch auf Deutsch erscheint, nur noch offensichtlicher geworden ist: Während wir uns mit immenser Energie und kritischem Herzblut auf allen Ebenen der Gesellschaft der Anerkennung und Förderung von wie auch immer gearteter Diversität und dem Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung widmen, ist

davon ein Ungleichheitsverhältnis nahezu unberührt geblieben bzw. hat sich radikalisiert: die Kluft zwischen Arm und Reich wird größer, die Verteilung des Reichtums ungerechter (die USA und Deutschland stehen hier laut OECD besonders hervor), die Ausbeutung insbesondere in den unteren Lohnsegmenten schärfer.

So steuern wir auf eine Situation zu, in der im antirassistischen Idealfall zwar am Ende alle Arbeitsbereiche von den Managementebenen via Quoten und affirmativer Aktion bis zum ausgebeuteten Fußvolk in den Billiglohndienstleistungsklitischen unten ihrem Bevölkerungsanteil entsprechend diversifiziert sind, sich aber gerade für dieses größer werdende Fußvolk mit der Diversität keinerlei ökonomischer Fortschritt verbindet.

Das heißt, und darauf zielt Benn Michaels' ebenso scharfzüngige,

klar argumentierende wie unheimlich les- und verstehbare Analyse: Die Förderung von Diversität und der Kampf gegen Rassismus in den Arbeitsverhältnissen ist einer aufgeklärten Gesellschaft zwar angemessen und auch unbedingt weiterhin nötig. Er ist aber eben nicht der eine, der radikale, machstumstürzende, fundamentale Schlüssel im Kampf um soziale Gerechtigkeit, geschweige denn für die Gleichheit aller Menschen.

Denn dafür müsste man die Struktur des Kapitalismus selbst brechen, der auf der Hierarchie und dem Antagonismus von Kapital und Arbeit beruht und am Laufen nur gehalten werden kann, wenn er den höchsten Profit aus der geringstmöglichen Entlohnung der Arbeitskräfte zieht.

Diese Ungleichheit ist ungleich fundamentaler und mit Diversitätsförderung leider nicht aus der Welt

zu schaffen. Weswegen auf die auch kaum ein Unternehmen, kaum eine Universität und andere öffentliche Institution als Managementtechnologie verzichten mag: Ihre Kosten sind verschmerzbar, der moralische Marktwert sehr hoch.

Auch dies könnte die diversitätsverliebte Linke zur Kenntnis nehmen und sich fragen, weshalb das Kapital den Rassismus seit einiger Zeit auch nicht mehr mag.

Michaels gräbt nicht nur am Selbstbild der antirassistischen Linken als radikale Systemumstürzler. Vielmehr setzt er den Antirassismus der Gegenwart ins Verhältnis zum Rassismus der Vergangenheit, nämlich: Wir reden von Rassen (damals), kulturellen Identitäten (heute) und feiern Diversitäten, um von ökonomischer Ungleichheit und Ausbeutung zu abweichen. Weil wir nicht daran glauben, es ließe sich an diesen Verhältnissen etwas ändern

(verzweifelte Linke), weil wir nicht wollen, dass sich an diesen Verhältnissen etwas ändert. Oder weil wir sogar letztlich daran glauben, dass die Hautfarbe uns bestimmt.

Walter Benn Michaels' Plädoyer, dem Kampf gegen ökonomische Ungleichheit Priorität gegenüber Diversitätspolitik und identitärem Kulturkampf einzuräumen, ist begeisternd streitbar. Doch will man das vielleicht auch hier nicht. Zu einem Vortrag wurde der Autor im letzten Jahr ein- und dann ganz schnell wieder eingeladen. Ein Mensch fürchtet, per Zoom Gewalt ausgesetzt zu werden.

Diversität(s)politiken nicht affirmativ als per se fortschrittliche Politik zu preisen wird gegenwärtig schon als Gewalt angesehen und erscheint gar manchen Linken als nicht mehr zumutbar. Ein Grund mehr, unbedingt dieses Buch zu lesen.

WALTER BENN MICHAELS
DER TRUBEL UM DIVERSITÄT
VON WALTER BENN MICHAELS
MIT ILLUSTRATIONEN VON JAMES H. HANCOCK

Walter Benn Michaels:
„Der Trubel um Diversität“. Aus dem Englischen von Ch. Hesse. Edition Tiamat, Berlin 2021, 296 S., 24 Euro

Mütende Feministinnen

Wo steht der Kampf um Gleichberechtigung nach anderthalb Jahren Pandemie? Drei Bücher beschäftigen sich in diesem Herbst mit Frauen zwischen Wut, Erschöpfung und Zärtlichkeit

Von **Katrin Gottschalk**

Den Fernseher zertrümmern, das Geschirr zerdeppern, den Tisch zerhacken – einfach einmal alles kurz und klein schlagen. Das scheint eine Fantasie vieler Frauen zu sein. Zumindest sind 70 Prozent der Kund*innen eines Crash Rooms in Berlin Frauen. Sie zahlen dort 220 Euro für eine Stunde Wutausbruch ohne Publikum. Das berichtet der Besitzer des Raumes in Ciani-Sophias Hoeders Buch „Wut und Böse“.



Ciani-Sophias Hoeder: „Wut und Böse“. Hanser Verlag, München 2021, 208 S., 18 Euro



Ann-Kristin Tlusty: „Süß“. Hanser Verlag, München 2021, 208 S., 18 Euro



Franziska Schutzbach: „Die Erschöpfung der Frauen“. Droemer, München 2021, 304 S., 18 Euro

darüber, dass Frauen im Alter wie selbstverständlich stärker unter Armut leiden als Männer.“ Die Feminist*innen im deutschsprachigen Raum sind also mütend – aber gibt es dazu auch etwas Neues zu sagen?

Audre Lorde, die alle drei Autorinnen zitieren, beschäftigte sich in den Achtzigern bereits mit Wut als Antwort auf Rassismus. Als Frau, zumal als Schwarze, der eigenen Wut öffentlich Raum zu verschaffen, kostet allerdings Kraft. Kraft, die erschöpfen kann, weshalb Lorde Selbstfürsorge als Akt politischer Kriegsführung bezeichnet. Hinzu kamen in den letzten Jahren bezeichnende Begrifflichkeiten. *Activism burnout* oder auch *rage fatigue* versuchen die spezifischen Entkräftungen zu beschreiben, die nicht nur Frauen berühren, bei ihnen jedoch oft auf ein besonders niedriges Selbstwertgefühl treffen.

Die verschiedenen Dimensionen von weiblicher Erschöpfung beschreibt von den drei Publikationen Franziska Schutzbach besonders profunde. Die promovierte Soziologin nimmt quellenreich die Geschichte des aufgeklärten Subjekts in den Blick, das in Abgrenzung zu Frauen und den „Wilden“ entstand. Sie zeigt ganz nach Theweleit, wie Männlichkeit im Faschismus über Ablehnung alles Schwachen konstruiert ist – und Frauen gelten als schwaches Geschlecht. Der Blick von Männern auf Frauen, diesen hätten Frauen internalisiert und er führe dazu, dass sie sich selbst und einander abwerten.

Der Versuch von Frauen, sich aktiv von den zugeschriebenen Attributen zu distanzieren, führe laut Schutzbach letztlich zu einer permanenten Erschöpfung. Schutzbach versteht ihr Buch als Aufruf zur Imperfektion. Das angstfreie Zulassen und Ausleben von Unterschiedlichkeit funktioniert aber nur, wenn „Menschen ihre Sehnsucht nach Bezogenheit und ihre Bedürftigkeit nach Umsorgung ernst nehmen, wenn sie zueinander in Beziehung stehen, können sie sich einander verletzlich zeigen – und auch erschöpfen.“

Am Ende des Buches wünscht sich Schutzbach eine Care Revolution. Die Studienlage dazu ist dicht:

Frauen übernehmen mehr Hausarbeit, mehr Pflege, sie übernehmen im Beruf die Aufgabe, Teams zusammenzuhalten und in ihrer Freizeit die Geschenke für alle Familienmitglieder zu kaufen.

Dieses Bild der sich kümmernden Frau fasst die Journalistin Ann-Kristin Tlusty mit dem Bild der sanften Frau zusammen. In ihrem Buch „Süß“ beschreibt sie neben der sanften auch die süße Frau, die allzeit sexuell verfügbar ist, aber eben auch aktiv. Sie weiß, was sie will und wer old-fashioned Blümchensex mag, also „vanilla“, gilt mitunter als frigide. Und dann gebe es laut Tlusty noch die zarte Frau, die dünn und zerbrechlich ist. Sanft, süß und zart, diese Kategorien kommen als Anspruch von außen und bestimmen auch das weibliche Selbstbild.

Tlusty plädiert in „Süß“ aber nicht dafür, sich von diesem Selbstbild abzugrenzen, aus „sanft“ ein „stark“ zu machen: „Ich weigere mich, an die weibliche Eigenverantwortung zu appellieren und zum frühlichen Empowerment aufzurufen.“ Ihre

Diese drei Autorinnen möchten im Grunde genommen endlich ihre verfickte Ruhe haben

starke Kritik gilt deshalb dem „Potenzfeminismus“. Sie meint damit eine Art Karrierefeminismus, den bereits Angela McRobbie in „The Aftermath of Feminism“ kritisiert hat. Anstatt zu fordern, dass gleichberechtigt viele Frauen in Führungspositionen sind, möchte Tlusty eher Strukturen schaffen, die eine „sanfte Gesellschaft“ ermöglichen.

Eine sanfte Gesellschaft baue „auf einer sozialen Infrastruktur auf, die eine unkomplizierte, nicht profitgesteuerte Betreuung von Kindern, Kranken und Pflegebe-



Mut zur Wut oder doch lieber bewusst sanft? Foto: nataliadintrans/plainpic-

dürftigen ermöglicht, anstatt alles Soziale vor allem ins Private zu verlagern.“ Entsprechend solle der Care-Sektor komplett vergesellschaftet werden. Sanftheit für alle ist eine schöne Utopie. Wie dieses Konzept in einer Gesellschaft funktionieren soll, die auf Stärke basiert, bleibt allerdings offen.

Als wichtiges Triebmittel für Veränderungen macht Ciani-Sophias Hoeder die Wut aus. Auf diese fokussiert sich die Journalistin in ihrem Buch „Wut und Böse“. Die Gründerin des „Rosa Mag“, einem Online-Magazin für Schwarze Frauen, möchte vor allem einen Mut zur Wut kultivieren. Der Drang nach Veränderung ist bei Hoeder offensichtlich der Antrieb. Sie weiß, dass sich Strukturen nicht von alleine ändern, sondern handfeste Kämpfe dazugehören. Sie spricht mit Expert*innen wie etwa einer 51-jährigen Pflegerin, die sehr stolz auf den Titel „Bitch der Station“ ist. Die Lektüre von Hoeders Recherchen ist ein Gewinn, nur verwundert bei dem gewählten Thema etwas, wie freundlich die Autorin schreibt.

Überhaupt schreiben alle drei Frauen sehr freundlich. Tlusty steigt in ihr Buch zwar mit der Feststellung ein, dass sie wütend sei – um dann mit dem Wunsch nach Dolce Vita für alle zu enden. Dabei brodel es doch unten drunter. Diese drei Autorinnen möchten im Grunde

genommen endlich ihre verfickte Ruhe haben und nicht mehr um Gleichberechtigung auf allen Ebenen kämpfen müssen. Nur dass sie nicht verfickt schreiben. Warum eigentlich nicht?

In Virginie Despentes' „King Kong Theorie“ von 2006 spuckt der Leserin die Wut zwischen jeder Zeile ins Gesicht. Despentes hält sich nicht damit auf, Belege für die Ungleichbehandlung von Frauen zu recherchieren. Sie listet nicht Gender Pay und Pension Gap auf, selbst der Gender Orgasm Gap wäre der ehemaligen Sexarbeiterin egal. Sie rotzt aufs Patriarchat und scheißt auf *tone policing*. Das ist das Wort dafür, wenn Leuten gesagt wird, sie hätten sich im Ton vergriffen.

Diese drei deutschen Publikationen sind wohlformuliert und dies sicherlich sehr bewusst. Wütende Frauen müssen sich immer fragen, welche Konsequenzen ihr Handeln hat. Die Beispiele von Morddrohungen gegen unflätige Feminist*innen sind bekannt. Die sanftere Sprache in diesen Büchern ist so gesehen auch ein Schutzmechanismus.

Letztlich wollen alle drei Autorinnen auf ihre Weise weiblich konnotierte Eigenschaften aufwerten und Frauen vom Nachahmen männlichen Dominanzgehabetes befreien. Funktionieren kann das nur, wenn Frauen auch Wut als aktiven Teil ihrer Emotionalität verstehen.

Anzeige

Eine der Zeit angemessene Bildung ist die Voraussetzung dafür, dass Menschen ihre Gegenwart und Zukunft in die Hand nehmen können. Das macht Margret Rasfeld wieder einmal so deutlich, dass ein Mitmachen Wollen unumgänglich bleibt!

Maja Göpel, Autorin von »Unsere Welt neu denken«

© Public-Stock fotografoeuer / Halfpoint / Nicola

Klappenbroschur, 192 Seiten, 20 Euro
 ISBN 978-3-96238-294-0
 Auch als E-Book erhältlich

Von Jens Uthoff

Ungefähr zur gleichen Zeit, in der Wladimir Ze'ev Jabotinsky seine Vorstellungen eines jüdischen Staats und einer jüdischen Armee zu Papier bringt, in den ersten Monaten des Jahres 1940, wird bei Heinrich Himmler und der SS-Führung Auschwitz zum Bau eines neuen Konzentrationslagers in Erwägung gezogen. Kurz darauf entstehen Auschwitz I und Auschwitz II, das Vernichtungslager in Birkenau. Als erstes Tötungszentrum wird schon im Dezember 1941 Chelmo (Kulmhof) „in Betrieb genommen“.

Kurz vor der Schoah hatte Jabotinsky sehr konkrete (real-)politische Ideen, wie der drohenden Vernichtung der Juden in Mittel- und Osteuropa zu begegnen sei. In „The Jewish War Front“ schrieb er sie nieder, das Buch liegt nun zum ersten Mal auf Deutsch vor. Jabotinsky war Mitgründer des revisionistischen Zionismus, einer bürgerlichen und antisozialistischen Strömung des Zionismus, und er war einer der wichtigsten Befürworter einer eigenen jüdischen Armee. Nach Fertigstellung des Buchs ging er in die USA, um für sein politisches Programm zu werben, doch im August 1940 starb er in New York im Alter von 59 Jahren an einem Herzinfarkt.

In „Die jüdische Kriegsfront“ beschäftigt er sich zunächst mit der Genese des Antisemitismus und warum dieser eine entscheidende Triebfeder der nationalsozialistischen Propaganda war, zentral in diesem Buch aber sind die jüdischen Kriegsziele: Ein eigener jüdischer Staat müsse geschaffen werden, eine Heimstatt für das bedrohte Volk. Jabotinsky führt aus, warum Palästina der einzige Ort ist, „in dem dieses Projekt realistisch verwirklicht werden kann“. Auch wie eine jüdische Armee zu rekrutieren sei, dafür erstellt er hier einen Plan.

Geboren und aufgewachsen ist Jabotinsky in Odessa, er verschrieb sich schon in jungen Jahren der Agenda von Theodor Herzl und engagierte sich fortan in verschiedenen zionistischen Organisationen. Während des Ersten Weltkriegs half er bei der Schaffung der jüdischen Legion mit – jüdische Freiwillige, die die British Army im Kampf gegen die osmanische Armee unterstützten. Jabotinsky lebte und arbeitete unter anderem in London und Jerusalem, er arbeitete als Journalist und zionistischer Aktivist.



Wladimir Ze'ev Jabotinsky im Jahr 1925 (1880–1940) Foto: Roger Viollet/ullstein

Ein Krieg der Juden

Kurz vor der Schoah wirbt Wladimir Ze'ev Jabotinsky für einen jüdischen Staat und eine eigene Armee. „Die jüdische Kriegsfront“ von 1940 liegt erstmals auf Deutsch vor

Jabotinsky ist zutiefst davon überzeugt, dass es auch nun eine jüdische Armee braucht, um die Alliierten zu unterstützen; mindestens 100.000 Mann soll sie haben, er rechnet vor, dass potenziell 6 Millionen Männer dafür bereitstünden. „Die Bildung und der Einsatz einer jüdischen Armee würde dem bösartigen Argument den Garaus machen, dass der Krieg zwar im Interesse der Juden gefochten werde, die Juden selbst aber an sämtlichen Fronten durch Abwesenheit glänzen“, argumentiert er. „[Es ist] ebenso sehr der Krieg der Juden wie der Großbritanniens, Frankreichs oder Polens.“ Die Schaffung eines jüdischen Staats sieht er als ebenso unerlässlich an, er verweist noch einmal auf die Evian-Konferenz von 1938 und die fehlende Bereitschaft, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen („Niemand will den jüdischen Streuner aufnehmen“). Jabotinsky kalkuliert minutiös durch, wie der Exodus aussehen muss, welche Gebiete

infrage kommen und welche nicht. Es gibt zum Beispiel Überlegungen, Juden in British-Guyana und Westaustralien anzusiedeln, am Ende aber bliebe immer Palästina erste Wahl – oder eben „Fata-Morgana-Land“. Er zitiert auch der Plan der Revisionisten für Palästina aus dem Jahr 1934, der die Gleichberechtigung der arabischen und jüdischen Bevölkerung sowie die Definition der Altstadt von Jerusalem als exterritoriales Gebiet vorsieht.

Auch die Ausführungen zum Antisemitismus (er unterscheidet zwischen „subjektivem“ und „objektivem“ Antisemitismus) sind unbedingt lesenswert. Und was Wladimir Ze'ev Jabotinsky über Judenhass in Deutschland schreibt, sollte sich kurz darauf aufs Grausamste bestätigen: „Der Antisemitismus hat in Deutschland eine lange und organische Geschichte. Gewiss gibt es ihn nicht nur dort, aber in keinem anderen Land sitzt er so tief.“

Eine Herrschaft in Türki

Autoritäre Politik zwischen Selbstdarstellung und Korruption: Der österreichische Autor und Politiker Peter Pilz analysiert äußerst kenntnisreich das Regime Sebastian Kurz

Von Ralf Leonhard

Peter Pilz, einst Parade-Aufdecker der österreichischen Grünen, der manchen Skandal an die Öffentlichkeit und vor parlamentarische Untersuchungsausschüsse gebracht hat, ist seit zwei Jahren nicht mehr im österreichischen Parlament. Aber Zugang zu brisanten Akten hat er immer noch. Und die spitze Feder, um komplizierte Sachverhalte pointiert zu formulieren.

In diesen Tagen nach dem Rückzug von Sebastian Kurz aus dem Kanzleramt ist viel vom „System Kurz“ die Rede. Pilz schildert in seinem Buch detailliert, was dieses System ausmacht. Das beginnt mit der erfolgreichen Intrige gegen den eigenen Parteivorsitzenden Reinhold Mitterlehner, bei der auch manipulierte Umfragen eingesetzt wurden, und endet mit der Pandemiebekämpfung und dem islamistischen Terror. Selbst bei den ernstesten Bedrohungen stehe die Selbstdarstellung und nicht das Interesse der Republik im Vordergrund. Mit professionellen Inszenierungen und strikter Message Control gängele der Kanzlerbeauftragte für Medien, Gerald Fleischmann, mit einem Team aus 81 Mitarbeitern die Medien. Spurt eines nicht, wird direkt interveniert.

Pilz spricht von „Regime“, weil die Institutionen des Rechtsstaats zum Teil systematisch attackiert und unterhöhlt würden. Vor allem der Wirtschaft- und Korruptionsstaatsanwaltschaft, die hunderttausende SMS- und WhatsApp-Nachrichten von Kurz und dessen engstem Umfeld auswertet, wirft er Unterwanderung durch „linke Zellen“ vor.

Peter Pilz nimmt für seine Darstellung des Systems Kurz Bezug auf das Ibiza-Video, in dem der ehemalige FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache eine Schablonen für illegale Parteienfinanzierung, Medienmanipulation und Korruption entwirft. Was 2017 auf der Baleareninsel ein feuchtfröhlicher Wunschtraum des gestürzten Rechtspopulisten war, ist für Peter Pilz in der ÖVP und im Speziellen beim System Kurz längst Realität.

Mit viel Insiderwissen schildert Pilz, wie der zum Retter einer in den Umfragen darniederliegenden ÖVP hochgeschriebene Sprengmeister der rot-schwarzen Koalition von seinem

Pressesprecher auf TV-Debatten und kritische Interviews vorbereitet wird: „Fleischmann entwirft Kurz-Antworten für die kommenden Konfrontationen mit dem SPÖ-Spitzenkandidaten und lässt den Kanzlerkandidaten alle auswendig lernen.“

Noch heute kommen seine Antworten wie aus der Pistole geschossen, weichen oft der Frage aus, attackieren den Interviewer. Ganz selten lässt er sich unvorbereitet auf dem falschen Fuß erwischen. Er gewinnt die Wahlen schließlich, weil er erfolgreich die Antiausländerkampagne der rechten FPÖ kapert und in weniger aggressive Rhetorik bettet.

Das Netzwerk um Sebastian Kurz, das Pilz wie ein Spinnennetz zeichnet, reicht von Saboteuren in anderen Ministerien über ukrainische Oligarchen, österreichische Milliardäre, Beamte im Justizministerium, die auf Zufur eine Untersuchung einstellen lassen, bis zu willfähigen Journalisten, die für Steuergeld Jubelberichterstattung betreiben.

Zweimal hat er dank großzügiger Spenden von Unternehmern die erlaubten Wahlkampfausgaben erheblich überschritten. „Das Wesen einer Spende ist“, so Pilz, „dass es eine Gegenleistung dafür gibt. Kann ein direkter Zusammenhang zwischen einer Spende und einer Leistung in Regierung und Verwaltung nachgewiesen werden, wird daraus Korruption.“

Die erste Gegenleistung sei die Senkung der Immobiliensteuer gewesen. Angehörige von Großspendern werden verdächtig oft in Aufsichtsräte berufen. Zu Sebastian Kurz“ begüterten Duzfreunden zählten auch die Wirecard-Chefs Markus Braun und Jan Marsalek, die im Kanzleramt am Wiener Ballhausplatz aus- und eingingen. Braun sitzt in Deutschland in U-Haft, Marsalek wird per internationalem Haftbefehl gesucht. Ihre Aussage könnte noch Sprengstoff bergen. Wer über den jähren Fall des türkischen Shootingstars überrascht ist, sollte dieses Buch als Hintergrundinformation lesen.

Der Leiter des Bundeskriminalamts Andreas Holzer und Novomatic-Aufsichtsratschef Bernd Oswald wollen das Buch, in dem beide nicht gut wegkommen, gerichtlich beschlagnahmen lassen. Eine bessere Werbung kann sich Pilz nicht wünschen.



Peter Pilz: „Kurz. Ein Regime“. Kremayr & Scherayr Verlag, Wien 2021, 256 S., 24 Euro



Vladimir Ze'ev Jabotinsky: „Die jüdische Kriegsfront“. Aus dem Englischen von L. Fischer. ga ira Verlag, Freiburg/Wien 2021, 256 S., 26 Euro

EIN ABO drei Prämien

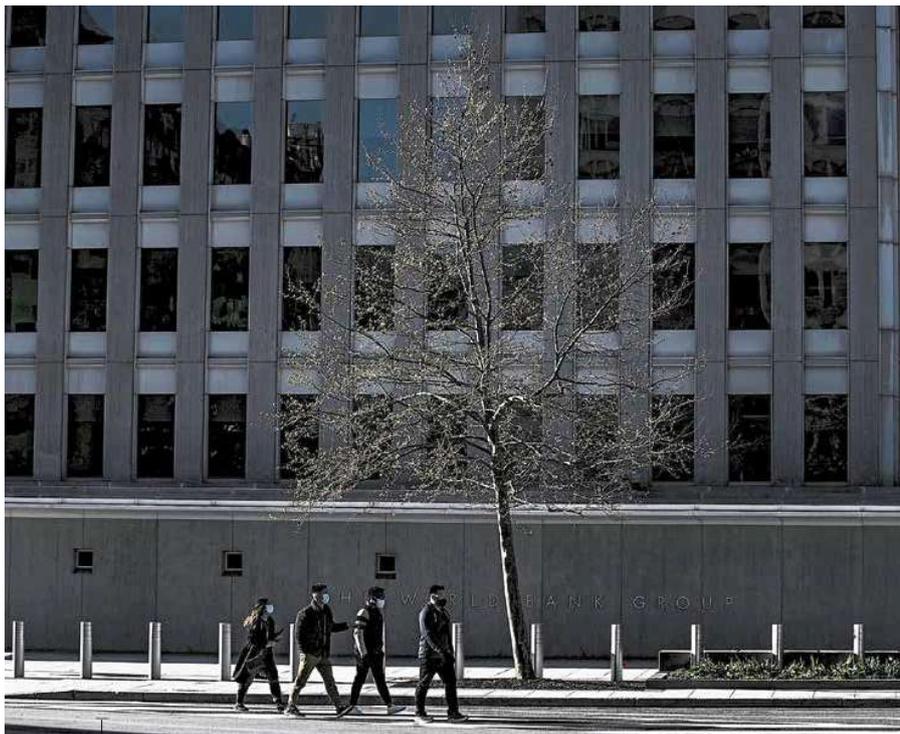
Analysen, Alternativen und Geschichten, die Sie anderswo nicht finden: Einmal im Monat lesen Sie in LMD, was auf der Welt passiert – und was dabei auf dem Spiel steht.

Abonnieren oder verschenken Sie ein Abo von LMD. Zeitung, App, ePaper und Audio erhalten Sie zum Preis von 60/42 Euro im Jahr. Suchen Sie sich eine von drei Prämien aus.

monde-diplomatique.de/Superprämien

Solange der Vorrat reicht. Dieses Angebot gilt bis zum 7. Februar 2022. taz Verlags- und Vertriebs GmbH • Friedrichstr. 21 • 10969 Berlin

Drei Prämien zur Auswahl



Hauptsitz der Weltbank in Washington, D.C.
Foto: Samuel Corum/ Bloomberg/ Getty Images

„Die Pandemie hat die Ungleichheiten vergrößert“

Der Wirtschaftshistoriker Adam Tooze erzählt in seinem Buch die Geschichte der Pandemie im Kontext anderer großer Krisen. Ein Gespräch über die Folgen von Covid für die globale Politik

Interview **Stefan Reinecke**

taz: Herr Tooze, China hat die Pandemie schnell unter Kontrolle gebracht, der Westen nicht. Meistern autoritäre Regime Krisen besser als schwergängige Demokratien?

Adam Tooze: Diese Frage hat einen für meinen Geschmack zu scharfen Kontrast. Südkorea war mit Tests auch schnell erfolgreich. Selbst wenn wir feststellen, dass autoritäre Regime manchmal besser funktionieren – hilft uns das weiter? Nein. China zu imitieren ist ja keine Option. Interessanter ist es, den Westen an seinen eigenen Ansprüchen zu messen. Anfang 2020 exotisiert der Westen das Virus in China, als hätten wir damit nichts zu tun. Wuhan ist eine Zehnmillionenstadt, in der Millionen so wohlhabend sind, dass sie Anfang 2020 über Neujahr in alle Himmelsrichtungen verreisen. Als Peking sich von Wuhan abschottet, müssten auch in London, New York und Los Angeles die Alarmglocken ertönen. Das passiert nicht. Oder erst, als es zu spät war. Der Westen hat diese global vernetzte, wirtschaftlich integrierte Welt geschaffen. Aber er versteht sie nicht.

Die Staaten haben danach global 18 Billionen Dollar ausgegeben, um den wirtschaftlichen Zusammenbruch nach dem Lockdown zu verhindern. Das sind 18 mal 1.000 Milliarden Dollar, eine schwer vorstellbare Summe ...

Weil das globale Bruttosozialprodukt so gigantisch ist, müssen auch die Interventionen der Notenbanken riesig sein. Zwei Drittel der 18 Billionen haben die USA ausgegeben.

Warum?
Aus zwei Gründen. Das US-Sozialsystem ist eine Ruine. Es gibt in weiten Teilen der USA, vor allem im Süden, keine Arbeitslosenversicherung. Das wurzelt im Rassismus. Wohlfahrtsstaat ist für viele Weiße ein Synonym für: Wir geben Geld aus für Schwarze, die nicht arbeiten. Anders als in Deutschland müssen in den USA in der Krise also Ad-hoc-Programme aus dem Boden gestampft werden. Der zweite Grund ist: Das globale Geldsystem basiert noch immer auf dem Dollar. Im März droht der Markt für US-Staatsanleihen zu kollabieren. Das ist für das globale Finanzsystem weit gefährlicher als die Krise 2008. Die US-Notenbank löst diese Treasury-Krise mit massiven Käufen von US-Staatsanleihen. Wir haben es also mit einer Gleichzeitigkeit von Fiskal- und Geldpolitik zu tun.

Markieren diese massiven Interventionen also das Ende des Neoliberalismus? Oder den Sieg des Keynesianismus?

Das sieht oberflächlich so aus. Die Koppelung von Geld- und Fiskalpolitik ist ja die Utopie des linken Keynesianismus. Darin drückt sich die Souveränität des demokratischen Staates aus,

der alles, was er tun kann, sich auch leisten kann, wie Keynes es gesagt hat. Aber ich warne vor zu viel Optimismus. Es wurde zwar extrem viel staatliches Geld in die Märkte gepumpt – aber aus äußerst konservativen Gründen. Es ging nur darum, die Vorkrisensituation wieder herzustellen, Märkte zu stabilisieren und private Anleger zu schützen. Und nur wegen dieser Legitimation fallen die Programme so groß aus. Es ist absurd. Billionen auszugeben, um Märkte zu retten, gilt als legitime Begründung. Aber kaum jemand wagt zu sagen: Wir brauchen die Billionen für das Gemeinwohl.

Wir sind also, wie nach der Finanzkrise 2008, in einem Zwischenzustand?

Die Antikrisenpolitik ist aus sehr verschiedenen Materialien zusammengebaut. Sie ist postklassisch. Sie hat keine richtige Gestalt. Sie ist wie eine Art Frankenstein, mit einer schiefen Naht im Gesicht und einem Bolzen, die die Figur irgendwie notdürftig zusammenhält.

Stimmt das auch für die EU? Da gibt es doch, verglichen mit der Eurokrise, in der Deutschland nur auf der Bremse stand, mit dem 750-Milliarden-Euro-Programm einen realen Fortschritt.

Ja, absolut. Aber es gab ja einen Vorlauf. Im Frühjahr 2020 passierte nichts. Die Coronabonds wurden von Berlin ab-

gelehnt. Das war ein Schock für Frankreich, Italien und Spanien. Die EZB war äußerst zögerlich. Macrons Warnung vor dem Ende der EU war ernst gemeint. Das 750-Milliarden-Programm, an dem Olaf Scholz seinen Anteil hat, ist schönste europäische Ingenieurskunst auf politischer Ebene. Es ist über Brüssel finanziert und nach vorn gerichtet – auf Digitalisierung und Klimaschutz – und auch noch mit der Rechtsstaatsklausel versehen. Großartig.

Aber?
Es ist zu klein und kommt zu spät. Wesentlicher für die EU waren die Aufhebung der Schuldengrenze für die nationalen Haushalte und die EZB-Käufe von Staatsanleihen, etwa von Italien. Die haben dafür gesorgt, dass der Zinsunterschied zwischen Berlin und Rom nicht explodiert ist und es wieder eine Eurokrise gibt. Da sind wir wieder bei der Frankenstein-Metapher.

Aber die Reaktion der EU war doch anders als 2009. Damals hat Merkel bekundet, solange sie lebt, würde es keine gemeinsamen Schulden in der EU geben. Die gibt es mit dem 750-Milliarden-Programm. Das war ein Lernprozess.

Ja, Frankenstein ist lernfähig. Aber er bleibt trotzdem Frankenstein. Wir haben keine verlässliche Struktur der Finanz- und Geldpolitik in der EU. Das 750-Milliarden-Programm ist wunderschön, aber es ist funktional mit dem Torso der EU-Geld und Finanzpolitik verbunden. Und auch die Revision von Lernprozessen ist möglich. Politiker wie Friedrich Merz oder Christian Lindner versprechen den Wählern, zur alten Maastricht-Welt zurückzukehren, mit höchstens 60 Prozent Staatsverschuldung und 3 Prozent Neuverschuldung. Das ist schlichte Realitätsverweigerung. Mehr als die Hälfte der EU-Bürger lebt in Staaten mit mehr als 100 Prozent Staatsverschuldung. Christian Lindner als Finanzminister

in Berlin ist eine besorgniserregende Vorstellung.

Die Pandemie hat die soziale Kluft vertieft. Wie sehr hat sie das getan?

Ein britischer Journalist hat das auf den Punkt gebracht und geschrieben: Die Mittelklasse hat sich zu Hause verkrochen und sich von der Unterschicht bedienen lassen. In New York war die Todesrate bei den Köchen in den Take-away-Restaurants besonders hoch, weil die auf engem Raum arbeiten mussten. Die Pandemie hat wie eine Rakete, die sich ihr Ziel selbst sucht, bestehende Ungleichheiten vergrößert. Das betrifft Jobs, Klasse und Geschlechter. Das kann man auch an der Produktivität von männlichen und weiblichen ProfessorInnen in der Pandemie ablesen. Die von Professoren ist gestiegen, die von Professorinnen gesunken. Global gesehen ist die Kluft zwischen OECD-Staaten und Ländern mit Favelas und informellen Sektoren in Asien, Afrika und Lateinamerika extrem gewachsen.

Es gab 2020 deswegen eine Initiative zur Entschuldung der ärmsten Länder, die besonders hart von der Pandemie getroffen wurden. War das ausreichend?

Nein, es war kläglich. Von Weltbank und IWF gab es minimale Subventionen. Die Entschuldung der G20 war noch nicht mal ein richtiges Moratorium, nur ein Aufschub. Was die armen Länder jetzt als Zinsen nicht bezahlen, müssen sie in Zukunft durch höhere Zinsen erbringen. Das ist ein schlechter Witz. Es gibt ein Detail, das zeigt, wie bizarr die Lage ist. Die Weltbank hat sich an dem bescheidenen Schuldenaufschub der G20 nicht beteiligt. Der Grund: Sie fürchtete ihren Triple-A-Status zu verlieren. Dabei sind die wichtigen Staaten der Welt die Aktionäre der Weltbank. Das zeigt, wie sehr Marktmechanismen öffentliche Strukturen unterworfen haben.

taz * talk meets Buchmesse Frankfurt

Unser Programm rund um die Buchmesse in Frankfurt – digital und ausgewählte Veranstaltungen **live in der taz Kantine:**

Dienstag, 19.10.2021

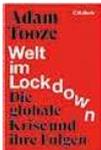
„Schwarzes Herz“ **17 Uhr**
 Jasmina Kuhnke (rowohlt)
Aufzeichnung
 Jasmina Kuhnke ist eine unüberhörbare Stimme im Kampf gegen Rassismus in diesem Land. In ihrem ersten Roman erzählt sie davon, was es mit einem macht, immer aufzufallen, und zeigt, wie Rassismus sich in die Seelen der betroffenen Menschen webt.
Moderation: Katrin Gottschalk

„Erzählende Affen“ **19 Uhr**
 Samira El Ouassil, Friedemann Karig (Ullstein)
 ● **Live in der taz Kantine und im Stream**
 Eine starke Geschichte kann die Welt retten – oder sie zerstören. Samira El Ouassil und Friedemann Karig verfolgen diese ambivalente Wirkungsmacht anhand wichtiger Narrative von der Antike bis zur Gegenwart, zeigen, welche Erzählungen uns heute gefährden und warum wir neue benötigen.
Moderation: Ulrike Winkelmann

Die Teilnehmerzahl für die Kantinenveranstaltungen ist begrenzt und eine Anmeldung vorab ist notwendig. Eintritt ist frei – Spenden sind erwünscht. Alle Termine und weitere Informationen finden Sie unter: www.taz.de/buchmesse.

Alle Talks können Sie live im Stream verfolgen und später unter www.taz.de/buchmesse nachschauen.

Sollten Sie vor Ort auf der Buchmesse sein, dann freuen wir uns über eine persönliche Begegnung an unserem Stand in **Halle 3.1 | C101**.



Adam Tooze: „Welt im Lockdown. Die globale Krise und ihre Folgen“. Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. C. H. Beck Verlag, München 2021, 408 S., 26,95 Euro



Foto: Malene Korsgaard Lauritsen

Adam Tooze ist einer der führenden Wirtschaftshistoriker unserer Zeit und Autor der viel beachteten Bücher „Ökonomie der Zerstörung“ und „Crashed“. Nach Stationen in Cambridge und Yale lehrt Tooze heute an der Columbia University. Seine Arbeiten wurden mehrfach preisgekrönt, unter anderem mit dem renommierten Wolfson-Preis für Geschichte sowie dem Preis Historisches Buch von H-Soz-Kult.

Zwei Gesichter

Offene Grenzen und steigende Mobilität einerseits, Mauern und Lager andererseits. Der Soziologe Steffen Mau analysiert die immer selektiver werdenden Grenzen des 21. Jahrhunderts als „Sortiermaschinen“

Von Lennart Laberenz

Nun sind wieder Ferien und nach Corona verreisen wieder mehr Menschen in den Herbst. Knapp 1,5 Milliarden Reisende zählte das Jahr 2019 auf touristischen oder dienstlichen Fahrten, der Einbruch des Folgejahrs ist auch im laufenden nicht kompensiert. Etwa 60 Prozent der Deutschen geben an, im Verlauf eines Jahres andere Länder zu besuchen. Zum Vergleich: 1950 notierte das Worldwatch Institute 25 Millionen Tourist*innen, 26 Prozent der Deutschen gaben damals an, überhaupt je im Ausland gewesen zu sein – viele noch mit der Wehrmacht.

Diese Entwicklung untermalt etwa seit 1989 eine Erzählung, die Verflüssigung behauptet, Öffnung, große Freiheit. Die Gestalt der Grenze habe ihren Dienst getan, Mauern und Schlagbäume seien Bauwerke der Vergangenheit. Ihr Rückbau fördere Austausch und Wohlstand.

Nur ist dem leider nicht so, stellt der Soziologe Steffen Mau in einem Essay fest, mit dem er ein Forschungsprojekt auswertet. Mau faltet eine weit differenziertere Sichtweise auf. Belegt, dass seit der Jahrtausendgrenze „mehr fortifizierte Grenzen errichtet wurden als in den fünf Dekaden davor“, außerdem würde die Funktion der Grenze immer stärker ausgebaut, biometrisch unterstützt, aus digitalen Datenquellen gespeist, mit Beobachtung zu Lande, zu Wasser und aus der Luft ergänzt. Befestigte Grenzen markierten vor allem sozioökonomische Ungleichheit: „Mauergrenzen sind oft Wohlstandsgrenzen.“

Dafür hat sich die Kontrollgrenze der Länder des Globalen Nordens von der territorialen Demarkation gelöst und ihre Funktion in andere Länder, auf andere Kontinente getragen – die EU etwa operiert am Knotenpunkt Agadez, sortiert mitten in der Sahara ihre Interessen. Das Nordamerikani-



Geflüchteter in Tijuana, Mexiko, an der Grenze zu Kalifornien. Jedes Jahr sterben hier Hunderte, beim Versuch illegal in die USA einzuziehen
Foto: Alessandro Grassani/Agentur Focus



Steffen Mau: „Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert“, Edition Mercator, München 2021, 189 S., 14,95 Euro



Aladin El-Mafaalani: „Wozu Rassismus?“, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2021, 192 S., 12 Euro

sche Freihandelsabkommen bedeuten, dass Mexiko mit einer Kaskade von Grenzfunktionen durchzogen ist, der Wirtschaftsraum selbst will sich schon in Mittelamerika verbarrikadieren.

Den Reisenden standen Ende 2020 laut UN-Flüchtlingshilfswerk 82,4 Millionen Flüchtlinge gegenüber, weit über 10 Millionen von ihnen leben in Lagern in der Nähe der Wegsperrern. Solche Lager zeigen die Filterfunktion der Grenze an, ihre klassifizierende Kraft: Hier wird die Membran zwischen Ländern und Territorien undurchlässig, Zugang verwehrt.

Steffen Mau liest diese Prozesse als komplexes Ineinandergreifen

von politischer Ausrichtung, an Grenzen manifestiere sich das Zusammenfallen von Territorialraum und Mitgliedsraum, das staatliche Monopol der Mobilitätskontrolle. Mehr noch, an der Grenze wird auch kognitiv die Trennlinie zwischen „eigen“ und einem vereinheitlichenden „fremd“ gezogen – der Streit um das Begriffspaar wird mit Blick auf kulturelle Zugehörigkeit auch überstaatlicher Gebilde wie der EU ausgefochten, soll den Zugang steuern.

Der technisch gestützte, durchgliedernde Prozess ist von einer Mechanik unterbaut, die weit vorausgreift: Je ärmer die Länder des Globalen Südens, desto schwerer

sind Visaprozesse und desto teurer für ihre Bürger. Der Norden verstärkt Risikoabschätzung, Symbole der Souveränität rüsten den Staat mit einer „Politik des Negativen“ (Andreas Reckwitz) auf. Nicht nur das Theater, das Donald Trump an der Grenze zu Mexiko inszenierte, wies nach innen: Der Staat soll handlungsfähig erscheinen, unerwünschte Zustände verhindern, abbildern können.

Grenze und Grenzschutz fallen darin eine besondere Rolle zu: „Die Ausschließlichkeit des Territoriums führt dazu, dass gefühlte Bedrohungen – seien es irreguläre Migration, grenzüberschreitende Kriminalität, ein Virus oder Terrorismus – als

räumlich separierbar (und damit beherrschbar) erscheinen.“

Die Grenzschließungen beim Ausbruch von Covid-19 haben die längst vergangene geübte Rolle des Staats als biopolitischer Akteur wieder hervorgeholt – Mobilitätskontrolle selbst in grenzenlos angenehmen Binnenräumen. Daneben wird wirtschaftliches Interesse an Zuwanderung gewichtet, Jüngere, besser Ausgebildete sollen Grenzen leichter passieren.

Steffen Maus Buch mit der zentralen These, dass andere unsere wachsende Mobilität mit wachsender Immobilität bezahlen, ist hervorragende Reiselektüre für den Herbst.

Nicht so schlimm wie noch nie

Rassismus gestern und heute – gibt es einen gesellschaftlichen Fortschritt?

Aladin El-Mafaalani fasst ganz ohne Alarmismus den Stand der Diskussion zusammen

Von Jan Feddersen

Der Titel des neuen Buchs von Aladin El-Mafaalani, ein waschechter Ruhrpottmann und aktuell beschäftigt als Professor am Institut für Migrationsforschung der Universität Osnabrück, deutet auf überwiegend trostarme Kost: „Wozu Rassismus?“, fragt er – und es klingt wie: Oh Gott, Pflichtlektüre für uns Aufgeklärte.

Tatsächlich ist diese kleine Schrift von klügster Konsistenz. Es atmet auf gewisse Weise eine smarte Zuversicht, alle Probleme mit und durch Rassismus (mindestens in diesem Land) erkennen und bewältigen zu können. Ein Brevier ohne religiöse oder alarmistische Alüren – eines vielmehr der Lebenslust, der Zuversicht, dass alles besser werden kann, und zwar nicht an den Linien von Hautfarben entlang, sondern vor dem Hintergrund, dass alle prinzipiell Bürger und Bürgerinnen sind und keine Opfer von Benachteiligung sein oder werden dürfen.

Al-Mafaalanis These: Rassismus, die Behauptung von menschlichen Rassen, vor allem die Praxis ihrer hierarchisierenden Sortierung, ist falsch, grundsätzlich. Der Autor belegt durch eine Fülle von Hinweisen, dass das Bild, das in antirassistischen Kreisen gern gemalt wird, nach dem alles heutzutage so schlimm ist wie nie, nicht triftig sein kann. Im Gegenteil: Es gibt keinen gesetzlich codierten Rassismus mehr, aber es gibt in allen gesellschaftlichen Sphären Reste der alten Denkart, rassifizierender Haltungen und Praxen – sei es selbst in gut gemeinten Schulbüchern, in unseren Alltagsblättern, in unserer oft mangelnden Fähigkeit zur Einschätzung von Wirklichkeit, etwa im Alltag an der Supermarktkasse oder im Job.

Er vergleicht die letzten Spuren des Rassismus im rechtlichen und kulturellen Gefüge der Bundesrepublik mit der gesundheitsschädlichen Substanz Asbest, so sagt er es auch in öffentlicher Rede: Asbest sei inzwischen zu verbauen verboten – aber es gebe noch verputzte

Wände, die mit diesem krebserregenden Stoff aufgepeppt wurden. Um diese Reste des Rassismus geht es dem Autor, und er weist zugleich den wohlfeilen Satz von linksliberalen Gutmenschen zurück, man müsse doch nur „farbenblind“ sein, dann sei doch alles geklärt und schön.

Nein, insistiert der Autor, die Antwort könne kein Beschweigen der in unseren Alltags ja ernsthaft fühlbaren Diskrimi-

Die Antwort könne kein Beschweigen der Diskriminierungen sein

nierungen sein – gerade das Reden, das hitzige Diskutieren über und gegen Rassismus haben diesen kulturell illegitim gemacht. Wo Konflikte sind, so der Autor schon in seinem 2018 erschienenen Buch „Das Integrationsparadox“, finde ein Ringen um bessere gemeinsame Leben statt. Der Diskurs in heu-

tiger Zeit, so Al-Mafaalani, markiert eine Qualität des Streits, den es in dieser intensiven Weise noch vor 30 Jahren nicht hätte geben können, als Rassismus schon deshalb nicht stattfand, weil der gesellschaftliche Mainstream ihn für inexistent erklärte. Dass also eine Vokabel wie „Rassismus“ inzwischen selbst in der CDU/CSU zur gängigen Beschreibungsvokabel von Übeln geworden ist, ja, dass ein Rechtsaußenpolitiker wie Hans-Georg Maaßen im lebenspraktisch konservativen Südtüringen kein Direktmandat erringen konnte, beweist die Stärke der Annahmen Al-Mafaalanis: Rassismus – allem AfD-Qualm zum Trotz – ist prinzipiell zum Igitigittig geworden.

Am Ende seines Buchs nennt der Autor die Namen der Opfer rassistischer Attacken und Attentate: #saytheinames ist die letzte Chiffre dieser Lektüre, sie muss als Mahnung gelesen werden – Al-Mafaalani recht verstanden –, sich über das Erstrittene und Erkämpfte auch zu freuen, aber nicht zu verzagen und weiterzustreiten.



Foto: Anja Weber

Andreas Rüttenauer
Leiter taz Zukunftswerkstatt,
ehem. taz-Chefredakteur
und Sportreporter

**IST HEUTE DER TAG,
AN DEM DU DICH IN UNABHÄNGIGEN
JOURNALISMUS VERLIEBST?**

Mitmachen! Ab 500 € taz-Genoss*in werden!

genossenschaft.taz.de

Noch Fragen? (030) 25 90 22 13 oder geno@taz.de
taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

die genossenschaft
taz



Anne Dufourmantelle
ertrank 2017
bei der Rettung
zweier Kinder
im Mittelmeer
Foto: Jean-
Marc ZAORSKI/
Gamma-Rapho/
Getty Images

Das Geheimnis gilt als verdächtig, überall begegnet uns die Aufforderung zu mehr Transparenz. Die französische Psychoanalytikerin Anne Dufourmantelle ergreift Partei für das Verborgene und verteidigt es als Quelle zur Freiheit

Das Rätselhafte als Ressource

Von Marlen Hobrack

Was kann ich wissen? So lautet eine der vier Grundfragen der Philosophie nach Immanuel Kant. Geht es nach der Psychoanalytikerin und Philosophin Anne Dufourmantelle muss man die Frage erheblich abwandeln: Was kann ich wissen wollen? Und was sollte mir lieber verborgen bleiben? Bereits 2017 erschien „Verteidigung des Geheimnisses“ der tragisch verstorbene

nen Autorin im französischen Original. Dufourmantelle geht es im Kern ihres Plädoyers um die Unverfügbarkeit des Einzelnen. „Warum soll man keine Geheimnisse haben wollen? Um vor sich selbst zu verbergen, dass man kein Leben zu führen vermag, das welche hervorbringt – ein freies Leben?“ Das Geheimnis erscheint aber als Provokation innerhalb einer Gesellschaft, die Verfügbarkeit und Transparenz zu einem Ideal erhebt.

„In kultureller Perspektive hat das Recht auf Information sich allerorten durchgesetzt.“ Das ist gleichbedeutend mit einer Entzauberung der Welt und des Individuums. Nicht zufällig nennt Anne Dufourmantelle das Beispiel der Erotik, die ein Spiel mit Offenbarung und Verhüllung ist, während das Obszöne keine Geheimnisse kennt, alles offenbaren muss. Die kollektive Praxis der mediengestützten Selbstentblößung ist in diesem Sinne obszön.

Aber nicht nur das Selbst braucht das Geheimnis; die Politik, die Macht selbst benötigt das Arknum. Jeder wisse, „dass eine transparente Politik unmöglich ist, weil die Macht zu ihrer Ausübung das Geheimnis pflegt (sic).“ In Deutschland führte die Piraten-Partei das Problem totaler Transparenz vor Augen. Erst im Geheimen eröffnet sich die Möglichkeit, einen Kompromiss anzubieten – und trotzdem öffentlich das Gesicht zu wahren.

Es habe sich aber das Missverständnis etabliert, dass die Wahrung eines Geheimnisses gleichbedeutend mit einer Lüge sei. Der politische Whistleblower wird so zu einer doppeldeutigen Figur. Er entspricht dem öffentlichen Verlangen nach totaler Transparenz und macht sichtbar, dass ausgerechnet diejenigen, die das Gesetz repräsentieren, dasselbe heimlich unterminieren. Er entspricht dem Wunsch nach Wahrhaftigkeit; er destabilisiert das System der Macht.

Besonders diffizil wird die Verteidigung des Geheimnisses aus Perspektive der Psychoanalytikerin. Lautet die Forderung der Analytikerin an den Analysanden nicht, alles zu sagen, was ihm in den Sinn kommt – mithin also, kein Geheimnis zu bewahren? Aber genau hier treffen wir auf ein Missverständnis: Dass nämlich die Wahrheit des Subjektes enthüllt werden müsste. „Ob Trauma oder nicht, nicht immer liegt die Wahrheit eines Menschen in seinem Geheimnis.“

Signum Freuds analytische Regel wurde zudem vor dem Hintergrund einer anderen Kultur formuliert; einer Kultur nämlich, die das Intime mit aller Macht unterdrückte. Heute aber gilt ein anderer gesellschaftlicher Imperativ: Of-

fenbare dich, zeig dich, sei sichtbar. Das seien „perverse Regeln, die direkt das Über-Ich als den Zensor ansprechen, der innere Freiheit gewährleisten soll. Als würde man seinen Gefängniswärter fragen, wie man am besten ausbrechen kann.“

Und was, wenn das Begehren zu wissen, was geheim ist, nur in ein viel tragischeres Wissen mündet? Dufourmantelle nennt das Beispiel des Märchenkönigs Blaubart, der seine Frau anweist, einen verschlossenen Raum nicht zu betreten – ihre prompte Übertretung offenbart sein schauriges Geheimnis; sie entdeckt die Leichname ihrer Vorgängerinnen.

Nun könnte man sagen, dass Blaubart nicht der beste Zeuge eines Plädoyers für das Geheimnis ist. Nur, wenn man Blaubarts Leichen im Keller metaphorisch und nicht als reale verstümmelte Körper deutet, kann man Dufourmantelle zustimmen: Die junge Frau hat etwas an ihrem Mann gesehen, was sie besser nicht gesehen hätte. Ihre Strafe besteht nun darin, dass sie nichts ungesehen machen kann. Im bestmetaphorischen Sinne aber bestätigt sich das Misstrauen der Frau. Bleibt ihre Suche nach dem Geheimnis aber auch dann zwanghaft, wenn es einen Grund dafür gibt?

Dufourmantelles Essay hat eine seltsame Eigenheit: Je genauer man ihn liest, desto stärker entzieht er sich, ganz so, als hätte er ein verborgenes, geheimes Zentrum, als verschließe er sich der totalen Transparenz. An die Stelle einer stringenten, logischen Abhandlung tritt ein schwelgendes Suchen in Aphorismen.

Texteilen wirft Dufourmantelles Text deshalb mehr Fragen auf, als er beantwortet.



Anne Dufourmantelle: „Verteidigung des Geheimnisses“. Diaphanes Verlag, Berlin 2021, 168 S., 20 Euro

taz talk

16 Seiten
literataz
am 19.10.

meets Buchmesse Frankfurt

Am 20. Oktober 2021 ist es soweit – lang ersehnt öffnet die Buchmesse in Frankfurt für 5 Tage endlich wieder ihre Tore. Auch die taz als überregionale Tageszeitung wird dabei sein in Halle 3.1 | C101.

Sollten Sie nicht vor Ort dabei sein können, dann genießen Sie einen digitalen Ausflug in die Welt der Bücher. Alle Buchvorstellungen können Sie auch im Anschluss auf www.taz.de/buchmesse nachschauen.

Einige Veranstaltungen finden **live in der taz Kantine** statt. Hierbei ist die Teilnehmerzahl begrenzt und eine Anmeldung vorab ist notwendig. Eintritt frei – Spenden erwünscht.

Alle Termine und weitere Informationen unter: taz.de/buchmesse

Montag, 18.10.2021

19 Uhr

„Kampf der Identitäten“
Jan Feddersen, Philipp Gessler (Christoph Links)
● **Live in der taz Kantine und im Stream**
Das neue Buch von Jan Feddersen und Philipp Gessler ist ein Panorama der Identitätspolitik und zugleich eine Streitschrift für aufklärerischen Universalismus, Solidarität und Pragmatismus.
Moderation: Doris Akrap

Dienstag, 19.10.2021

17 Uhr

„Schwarzes Herz“
Jasmina Kuhnke (rowohlt)
Aufzeichnung
Jasmina Kuhnke ist eine unüberhörbare Stimme im Kampf gegen Rassismus in diesem Land. In ihrem ersten Roman erzählt sie davon, was es mit einem macht, immer aufzufallen, und zeigt, wie Rassismus sich in die Seelen der betroffenen Menschen webt.
Moderation: Katrin Gottschalk

Erzählende Affen“

19 Uhr

Samira El Ouassil, Friedemann Karig (Ullstein)
● **Live in der taz Kantine und im Stream**
Eine starke Geschichte kann die Welt retten – oder sie zerstört. Samira El Ouassil und Friedemann Karig verfolgen diese ambivalente Wirkungsmacht anhand wichtiger Narrative von der Antike bis zur Gegenwart, zeigen, welche Erzählungen uns heute gefährden und warum wir neue benötigen.
Moderation: Ulrike Winkelmann

Mittwoch, 20.10.2021

14 Uhr

„Was wäre wenn“
Lizzie Doron (dvtv)
Live im Stream
Am Abend ein Anruf aus dem Hospiz: Yigal, ein Kindheitsfreund und Aktivist gegen die Politik des Heimatlandes Israel, den Lizzie Doron, die Tochter einer Holocaust-Überlebenden, vierzig Jahre lang nicht gesehen hat, bittet sie, sein letzter Besuch zu sein.
Moderation: Klaus Hillenbrand

„Süß“

19 Uhr

Ann-Kristin Tlusty (Hanser)
● **Live in der taz Kantine und im Stream**
Plötzlich sind alle Feminist*innen. Bloß kann von echter Gleichberechtigung keine Rede sein. Ann-Kristin Tlusty betrachtet in ihrer Streitschrift die inneren und äußeren Zwänge, die das Leben von Frauen auch heute prägen.
Moderation: Katrin Gottschalk

Donnerstag, 21.10.2021

14 Uhr

„Wo zu Rassismus?“
Aladin El-Mafaalani (KiWi)
Live im Stream
Aladin El-Mafaalani gibt einen Überblick über die Begriffsverständnisse, die Geschichte und die Gegenwart dieser menschenfeindlichen Herrschaftsideologie. Dabei werden die jüngsten Entwicklungen und Diskurse unter die Lupe genommen und eingeordnet.
Moderation: Jan Feddersen

Freitag, 22.10.2021

14 Uhr

„Zeit der Aussteiger“
Andreas Schwab (C. H. Beck)
Live im Stream
Elf Künstlerinnen und Schriftsteller führen uns zu den zehn bedeutendsten Künstlerkolonien. Die Aussteiger suchten eine Gegenwelt zum Leben in den Städten, übersteigerten Nationalismus und dem allgegenwärtigen Krisengefühl.
Moderation: Jan Feddersen

„Sensibel“

17.30 Uhr

Svenja Flaßpöhler (Klett-Cotta)
Live im Stream
Mehr denn je sind wir damit beschäftigt, das Limit des Zumutbaren neu zu justieren. Wo liegt die Grenze des Sagbaren? Svenja Flaßpöhler beleuchtet den Glutkern des Konflikts: die zunehmende Sensibilisierung des Selbst und der Gesellschaft.
Moderation: Jan Feddersen

Samstag, 23.10.2021

14 Uhr

„Ciao“
Johanna Adorján (KiWi)
Live im Stream
Johanna Adorján hat unsere Gegenwart in einen Roman gegossen und entwirft eine Gesellschaftssatire, die extrem komisch ist und gleichzeitig schmerzhaft heutig. Ist der Untergang des alten weißen Mannes beschlossene Sache oder sollte man mit dieser Spezies doch gnädig sein?
Moderation: Doris Akrap

„Ja okay, aber“

16 Uhr

Peter Licht (Klett-Cotta)
Live im Stream
Ein Mann mietet sich in ein Büro ein und hat große Zukunftspläne. Er denkt nach, geht draußen herum und beobachtet. Alles zerfällt vor seinem Auge, sobald er den Blick zu lange darauf gerichtet hält. „Ja okay, aber“ ist eine Donquichotte auf die merkwürdige Einrichtung dieser Welt sowie möglicher anderer.
Moderation: Doris Akrap

Weit unten, wo der Horror tobt

Sechs Frauen in einer Arrestzelle: Kira Jarmysch, im Exil lebende Pressesprecherin des Kreml-Kritikers Alexej Navalnyj, hat einen richtig coolen Knastroman geschrieben

Von Katharina Granzin



Weibliche Gefangene und ein Aufseher in einem russischen Gefängnis
Foto: Yevgeny Kurskov/TASS/imago

Zweifellos genießt Kira Jarmysch auch hierzulande bei der Aufnahme ihres ersten Romans einen Promibonus. Und das nicht zu Unrecht. Denn dass die 32-Jährige seit 2014 als Pressesprecherin für Alexei Nawalnyj arbeitet, ist teilweise ursächlich dafür, dass sie Romanautorin wurde. Nawalnyj, der Putinkritiker, der spätestens seit seiner Vergiftung sehr berühmt geworden ist, selbst habe sie dazu ermutigt, erzählen beide, und Jarmysch erklärte in Interviews, dass Nawalnyj, dem sie ihr Manuskript ins Gefängnis schickte, ihr erster Kritiker gewesen sei.

In Russland erschien der Roman vor genau einem Jahr. Seine Autorin lebt mittlerweile im Exil. Nachdem Kira Jarmysch die erste Hälfte des Jahres 2021 schon im Hausarrest verbracht hatte, wurde sie im August zu anderthalb Jahren Freiheitsentzug verurteilt (offiziell wegen Verstößes gegen Coronaregeln). Bevor das Urteil in Kraft trat, gelang ihr gerade noch die Ausreise.

Selbst wenn der Hintergrund ein anderer wäre: „Dafuq“ ist ein Roman, der die Aufmerksamkeit ver-

dient hat, die er bekommt. (Der Titel ist eine phonetische Umschreibung von „... the fuck!“). Der russische Originaltitel lautet, deutlich konventioneller, „Unglaubliche Geschehnisse in der Frauenzelle Nr. 3.“ Seine autobiografischen Bezüge sind für die Lektüre nicht relevant, waren aber für seine Entstehung unabdingbar, denn Kira Jarmysch verarbeitet darin eigene Erfahrungen von Aufenthalt in einer Arrestzelle:

Zehn Tage sind Anja, der Heldin des Romans, aufgebrummt worden, nachdem sie auf einer Anti-Korruptions-Demonstration verhaftet worden ist. Dabei hatte sie nichts weiter getan, als den Demo-Aufruf zu reposten. In der Zelle, in die sie gesteckt wird, haben sich bereits fünf weitere Frauen eingerichtet, alle zu kurzen Haftstrafen verurteilt wegen Kleinigkeiten, meist wegen Fahrens ohne Führerschein. Eine sitzt wegen einer Schlägerei, eine wegen Diebstahls – sie ist die einzige, die auch schon Erfahrungen im Strafvollzug gesammelt hat.

Anja, die einzige „Politische“ unter den Insassinnen, fügt sich, so gut es geht, in das vorübergehende Sozialgefüge von Zelle Nummer 3, hört oft nur zu, was die anderen er-

zählen, beteiligt sich selten an den Spielen, mit denen die Frauen sich die Zeit vertreiben, arrangiert sich die Zeit schnell mit der Lage. Und obwohl die Tage im Arrest sich so gleichförmig dahinziehen, zuverlässig unterteilt durch die regelmäßigen Mahlzeiten und den Hofgang (aber geduscht wird nur donnerstags), liest der Roman sich ausgesprochen kurzweilig.

Anjas Mitgefangene, jede von ihnen ein schillerndes Unikum an Persönlichkeit und Lebensgeschichte, werden zu narrativen Fenstern in die russische Gesellschaft. Da gibt es die spindeldünne, stets schlecht gelaunte Natascha, die so etwas wie die Kümmerin in der Zelle ist; die dafür sorgt, dass immer heißes Wasser für Tee da ist, und die einer unsympathischen Wärterin aus Rache für miese Behandlung ein Silberkettchen klaut („Weißt du denn noch, wofür ich gegessen habe? Genau dafür“, sagt sie zu der erstaunten Anja).

Dann die lebenslustige, dunkelhäutige Diana, die rassistische Bemerkungen männlicher Arrestanten selbstbewusst kontert und mit 25 schon zum dritten Mal verheira-

tet ist. Die Säuerin Irka freut sich, dass sie im Arrest keine Gelegenheit zum Trinken hat, und isst wie ein Scheunendrescher, während die durch zahlreiche Schönheitsoperationen zur Superfrau gestylte Maja, die sich als Escortdame sonst von Hummer und Kaviar zu ernähren pflegt, das Knastessen nicht anrührt und lieber fastet. Über Anja,

Der Arrest wird zur Lebensschule und auch zur Bühne für ein klarsichtiges Gesellschaftsstück

aus deren Perspektive der Roman ausschließlich erzählt wird, erfahren wir lange Zeit wenig. Doch je leerer die Zelle wird – denn nach und nach werden alle entlassen –, desto mehr Zeit bleibt zur Introspektion, und es entfaltet sich die Vorgeschichte der Protagonistin: Aufwachsen in der Provinz, schwie-

rige Vaterbeziehung, Studium an Elite-Uni, komplizierte Liebesgeschichte zu dritt.

Die Politisierung der Heldin wird im Vergleich eher kursorisch abgehandelt. Was Anja allerdings erst in der Haft so recht begreift, sind ihre gesellschaftlichen Privilegien. Bisher war sie nie so unverhohlen sexistisch angemacht worden wie von den Männern im Arrest: „Sie war oben an der Spitze einer Pyramide, wo man aufgeklärte Diskussionen führen konnte. Dieser Gipfel war dünn wie eine Nadel, und weiter unten tobte der wahre Horror, wo die Frauen um ihr Recht auf Unversehrtheit und Leben kämpfen mussten.“ Der Arrest ist zur Lebensschule geworden und in der Folge, durch diesen Roman, auch zur Bühne für ein humoristisch grundiertes, klarsichtiges Gesellschaftsstück.

Sicher ist „Dafuq“ auch ein politischer Roman, aber mehr auf implizite als auf explizite Art. Und das ist gut so. Eine kurze, beinahe komische Episode vor Gericht, in der Anjas Antrag auf Berufung ohne Begründung abgelehnt wird, macht deutlich genug, was von der russischen Gerichtsbarkeit zu halten ist.

Kira Jarmysch: „Dafuq“. Aus dem Russischen von Olaf Kühl. Rowohlt Berlin, Berlin 2021, 416 Seiten, 22 Euro



Anzeige

Mercedes Rosende
•Witzig, prall, clever: Bestechend sind die Erzählkunst Rosendes und ihr Talent für Komik.
Deutschlandfunk Kultur

Garry Disher
•Ein facettenreicher, atmosphärischer Krimi. Meisterlich!
Kleine Zeitung

Bachtayar Ali
•Verschmitzt und zauberhaft, melancholisch und reichhaltig. Eine Geschichte zum Weitererzählen, ehe der Wind sie verweht.
WDR

Shichiro Fukazawa
•Die knappe und karge Erzählung ist ein Meisterwerk der japanischen Literatur.
Neue Zürcher Zeitung

Patricia Melo
•Ein packender Thriller über Niedertracht und Courage.
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Andrea Barrett
•Ein unaufgeregt geschriebener, großartiger Roman, einfühlsam, spannend, faszinierend.
Nürnberger Nachrichten

Karl-Markus Gauß
•Gauß hat die versprengten Deutschen an den entlegensten Orten aufgespürt, ihnen Skurriles, Trauriges und Spannendes entlockt.
Wiener Zeitung

Unionsverlag